

LITERATURVERMITTLUNG

innsbrucker
vergleichende
literaturwissenschaft (hg.)

i.vau.el*

* innsbrucker vergleichende literaturwissenschaft

Wintersemester 2012/13
Universität Innsbruck
www.uibk.ac.at/sprachen-literaturen/vergl/

Grafik: STEFANIE BLASY
Lektorat: JULIA GRABENWEGER, MARTIN SEXL
Transkription: ÁGNES CZINGULSZKI, JULIA GRABENWEGER,
VANESSA SCHATZER, MARTIN SEXL, JESSICA VOGT

VORWORT
MARTIN SEXL

Im Wintersemester 2012/13 führte ich an der Innsbrucker Vergleichenden Literaturwissenschaft eine praxisbezogene Lehrveranstaltung durch mit dem Ziel, die Studierenden einerseits mit dem großen Feld der Literaturvermittlung ganz allgemein, andererseits mit der Aktion »Innsbruck liest« vertraut zu machen. Im ersten Teil der Lehrveranstaltung ging es darum, Studierenden der Vergleichenden Literaturwissenschaft zumindest einige (berufliche) Tätigkeiten zu erschließen, die mit Literaturvermittlung zu tun haben – insbesondere in den Bereichen des Verlagswesens, des Buchhandels, der Literaturkritik, von Literaturhäusern und Bibliotheken oder der Kulturpolitik. Der zweite Teil der Lehrveranstaltung bestand in der Entwicklung und Umsetzung konkreter Projekte, die in Zusammenhang mit der Aktion »Innsbruck liest« standen.

Kurz zum ersten Teil: Der empirischen Literaturwissenschaft (rund um Siegfried J. Schmidt) folgend wurde das weite Feld der Literatur und der Literaturvermittlung (das man makroökonomisch auch

als »Literaturbetrieb« bezeichnen kann) nicht zeichentheoretisch beschrieben. Wir rückten also nicht literarische Texte und deren Eigenheiten ins Zentrum. Vielmehr definierten wir Literaturvermittlung handlungstheoretisch als System von Verhaltensweisen und versuchten, das Feld durch eine Differenzierung in sechs Handlungsrollen zu strukturieren: *schreiben – fördern – verlegen – handeln – vermitteln – lesen*. Man kann diese Handlungsrollen auch durch einen Katalog an Fragen veranschaulichen:

- 1) »Wer schreibt warum und unter welchen Umständen literarische Texte?« (Stichworte: Autorschaft unter den Bedingungen des freien Marktes; Geschichte der Autorschaft; Entwicklung des Urheberrechts; als Autor_in in Innsbruck leben; ökonomische Situation; Schreibsituation; Arbeitsmöglichkeiten; Autor_innen als Marke: Inszenierungen und Selbstinszenierungen, Autorenhomepages; Autorenvereinigungen und Autorenverbände: PEN-Club, IG Autorinnen Autoren etc.; Position des Übersetzers/der Übersetzerin ...)
- 2) »Wer fördert warum und unter wel-

chen Umständen literarische Texte?« (Stichworte: Agenturen; Preise, Stipendien, Wettbewerbe; Kulturpolitik; Subventionen; Sponsoring; Arbeit von Jurys; Probleme der Kanonbildung ...)

- 3) »Wer produziert warum und unter welchen Umständen literarische Texte?« (Stichworte: Verlagswesen; Geschichte des Verlagswesens; Urheberrecht; Werbung; Pressearbeit; Mischkalkulationen; Backlist ...)
- 4) »Wer handelt warum und unter welchen Umständen mit literarischen Texten?« (Stichworte: Buchhandel; Geschichte des Buchhandels; Buchpreisbindung; gegenwärtige Herausforderung durch neue Medien: E-Book und Internetbuchhandel; Zwischenhändler und Barsortimenter ...)
- 5) »Wer vermittelt warum und unter welchen Umständen literarische Texte?« (Stichworte: Literaturkritik; Geschichte der Literaturkritik; Literaturhäuser; Bibliotheken, Büchereien; Archive; Schulen, Universitäten ...)
- 6) »Wer liest warum und unter welchen Umständen literarische Texte?« (Stich-

worte: Medien und Kulturbetrieb; Lesekulturen; Literatur in den Medien; Printmedien: Literaturzeitschriften, Beilagen in großen Wochenzeitungen; Fernsehen; individuelle Lesebiographien; professionelle Leser_innen und Hobbyleser_innen; Viel-, Wenig- und Nicht-Leser_innen ...)

Zum zweiten Teil der Lehrveranstaltung – zu »Innsbruck liest«: Einmal im Jahr wird bei dieser Aktion ein bereits publiziertes Buch – ein literarischer Text – ausgewählt, das von der Stadt Innsbruck 10.000 Mal gratis verteilt wird. Das Projekt fand erstmals im Jahr 2004 statt, »Innsbruck liest 2013« ist also die zehnte Aktion in dieser Reihe. Finanziert wird die Buchproduktion über Sponsoren, das Rahmenprogramm wird von der Politik, also über Steuergelder, getragen. Generelles Ziel des Projekts ist es, Literatur ins Gespräch zu bringen und Menschen aller Alters- und Bildungsschichten zum Lesen zu animieren. Die für Innsbruck einzigartige Aktion wird unter Einbindung der heimischen Literaturinstitutionen und -veranstalter_innen

durchgeführt, da rund um die Verteilung der Bücher ein Rahmenprogramm organisiert wird, das rund zwei Wochen dauert. Die Auswahlkriterien für das Buch sind folgende: Es sollte ein Debüt oder ein kaum wahrgenommenes Buch sein, dessen Erscheinungsdatum nicht mehr als drei Jahre zurückliegt, das auf Deutsch verfasst wurde und dessen Autor_in noch lebt, das gut lesbar aber doch literarisch anspruchsvoll ist sowie eine breite Leserschaft ansprechen soll. Das Buch sollte also auch das Potential haben, eine Diskussion anregen zu können. Die »Innsbruck liest«-Bücher der letzten Jahre sind: Die Romane »Sommer wie Winter« von Judith W. Taschler (2012), »Mobbing« von Annette Pehnt (2011), »Die gefrorene Zeit« von Anna Kim (2010), der Erzählband »Alles wird gut. Liebesgeschichten« von Rudolf Habringer (2009), der Roman »Über Nacht« von Sabine Gruber (2008), 2007 die Anthologie »INNSEITS« (Texte von Stefan Abermann, Hans Aschenwald, Hans Augustin, Regina Hilber, C. H. Huber, Barbara Hundegger, Angela Juritzka, Günther Loewit, Kerstin I. Mayr,

Julia Rhomberg, Thomas Schafferer, Helmut Schiestl, Aurelia Seidl-Todt, Cenet Weisz, Erika Wimmer), 2006 der Erzählband »Ein Licht über dem Kopf« von Dimitré Dinev sowie die beiden Romane »Wundränder« von Sepp Mall (2005) und »Der Kameramörder« von Thomas Glavinic (2004). Das Buch für 2013 ist der Roman »Die Tiere von Paris« der Linzer Autorin Margit Schreiner. Organisiert wird die Aktion vom Kulturamt der Stadt Innsbruck, wobei es immer auch einen wissenschaftlichen Leiter gibt – für die Aktion 2013 hatte ich diese Rolle übernommen: Im Frühjahr 2012 wurde ich von der zuständigen Referatsleiterin im Kulturamt Daniela Weiss-Schletterer gebeten, die Leitung zu übernehmen. In der Folge stellten wir eine Jury aus drei Personen zusammen, die (mit der Ausnahme einer Person) von Jahr zu Jahr wechselt. Für die Aktion 2013 bestand die Jury aus dem Innsbrucker Buchhändler, Germanisten und Historiker Ekkehard Hey-Ehrl, dem aus Innsbruck stammenden und in Vorarlberg lebenden Schriftsteller und Musiker Hans Platzgumer sowie der Wiener Literaturwissenschaftlerin,

Ausstellungskuratorin, Literaturkritikerin und Autorin Evelyne Polt-Heinzl. Jedes der drei Jury-Mitglieder musste bis Juni 2012 fünf den Kriterien entsprechende Titel vorschlagen, die von der Jury und mir über den Sommer gelesen wurden. Bei der Jurysitzung im September (bei der ich selbst moderierte, aber nicht mit abstimme) wurden von den 15 Büchern fünf in die engere Auswahl genommen: Nadja Buchers »Rosa gegen den Dreck der Welt«, Erwin Einzingers »Von Schalalabad nach Bad Schallerbach«, Alfred Gelbmans »Trümmerbruch oder Die Entdeckung des glücklichen Raumes«, Margit Schreiners »Die Tiere von Paris« sowie Anna Weidenholzers »Der Winter tut den Fischen gut«. Ausgewählt wurde dann Margit Schreiners Roman aus dem Jahre 2011. Margit Schreiner zählt als 1953 in Linz Geborene zwar nicht zur Gruppe der Nachwuchsschriftsteller_innen, und der ausgewählte Roman ist auch kein Debüt. Trotzdem hat die Jury den Roman »Die Tiere von Paris« ausgewählt, weil dem Werk der erfahrenen Autorin lange nicht jene Beachtung zukommt, die es verdienen würde.

Zudem ist das Thema des Buches – nämlich Patchworkfamilien und unterschiedlichste Partnerschaftsmodelle – hochaktuell. Im Buch wird eine alltagsnahe Situation geschildert, die auf individuell-persönlicher Ebene für sehr viele Menschen ebenso von Relevanz ist wie auch für unsere Gesellschaft insgesamt: Es handelt sich um die Geschichte einer alleinerziehenden Mutter, die sich nicht nur mit der Bewältigung des unmittelbaren Alltags plagt, sondern auch mit ihrer zerbrochenen Beziehung zum Vater des Kindes und dem Vater selbst. Ausgewählt wurde das Buch auch deshalb, weil dessen Aktualität nicht so sehr mit schnell verwertbaren Hypes unserer zeitgenössischen Gesellschaft zu tun hat, sondern mit den alltäglichen und problematischen Fragen zwischenmenschlichen Zusammenlebens, die immer wieder neu gestellt werden müssen, was – und auch hier beweist das Buch seine Qualität in der Schilderung – mit der Notwendigkeit einhergeht, alternative Formen von Abschied, Trennung und Erinnerungsarbeit zu entwickeln. Das Buch ist literarisch anspruchsvoll, bleibt aber in seiner Sprachverwendung alltags-

nah, knapp und präzise: Es lässt sich also sehr gut lesen. Formal auffallend und sehr eindrücklich ist die von der Ich-Erzählerin konsequent verwendete Erzählhaltung in der zweiten Person. Das Ganze ist also eine sogenannte »Du-Erzählung«. Ein Zitat, nämlich der Beginn des Romans, verdeutlicht am besten diesen literarischen Kunstgriff: »Wenn du den Typ erst los bist, wird alles besser, denkst du zuerst. Du kannst deine Zeit besser einteilen, du kannst kochen, wann und was du willst, und niemand redet dir in die Erziehung des Kindes rein.« Mit dem »Du« wird die Erzählfigur selbst angesprochen. Durch die wechselnden Personen (Tochter, eine Freundin, der Vater, die eigene Mutter oder der neue Freund/Partner), mit denen die Erzählerin zu tun hat, entsteht ein »Ihr«, das sich je nach Gesprächspartner_in bzw. Bezugsperson ändert. Zu dieser Du-Erzählung gäbe es aus literaturwissenschaftlicher Sicht noch vieles zu sagen, weil sie ein narratologisch hochspannendes und sehr selten verwendetes Mittel ist. Kennzeichnend dafür ist vor allem die Mehrdeutigkeit der Erzählfigur.

Sie kann nämlich nicht nur als die individuelle Erzählerin der Geschichte verstanden werden, als diese eine Frau, die das und das erlebt und beschreibt, sondern auch als ein neutrales »Man« im Sinne von: »Wenn man den Typ erst los ist, wird alles besser, denkt man zuerst. Man kann seine Zeit besser einteilen, man kann kochen, wann und was man will, und niemand redet einem in die Erziehung des Kindes rein.« Und zusätzlich wird mit dem »Du« auch noch der Leser und die Leserin angesprochen und in die Geschichte mit reingezogen, was dazu führt, dass Leserinnen und Leser zu Voyeur_innen werden und sich nicht so leicht distanzieren können. Das führt zu Betroffenheit. Der Inhalt des Buches ist rasch erzählt: Zwei nicht mehr ganz junge, österreichische Akademiker und Freiberufler, die zu Beginn der Geschichte in Paris leben, bekommen gemeinsam ein Kind, und von Beginn an gestaltet sich die neue Konstellation als schwierig, denn der Vater zieht sich aus der gemeinsamen Verantwortung – auch in finanzieller Hinsicht – zurück, die Mutter (und Erzählfigur des Buches) richtet sich in

einem Leben als Alleinerzieherin (in Wien) ein und verzichtet sogar auf das Eintreiben der väterlichen Unterhaltspflicht, um den Kontakt der Tochter zum Vater nicht zu belasten. (Das Buch kann durchaus als Kommentar zu den aktuellen Debatten um geschiedene Väter interpretiert werden.) Das Buch schildert im weiteren Verlauf die schwierige Bewältigung des Alltags der alleinerziehenden Mutter, die zwischen der Notwendigkeit, ihren Lebensunterhalt zu verdienen, der Kindererziehung, den Kämpfen mit dem Vater und der immer zu kurz kommenden Befriedigung individueller Bedürfnisse aufgerieben zu werden droht. Eindrücklich werden dabei die Überforderungen ebenso geschildert wie die Strategien zu deren Bewältigung. Dabei kommt auch die Darstellung des komplexen Beziehungsgefüges (zwischen den drei Protagonist_innen, einer fast gleichaltrigen Halbschwester der Tochter sowie deren Mutter, unterschiedlichen Freund_innen, neuen Partner_innen et al.) nicht zu kurz. Das Thema klingt allerdings deprimierender, als es im Buch selbst geschildert ist:

Denn der Text beweist durchaus auch Witz und demonstriert trotz der problematischen Lebenssituation auch hoffnungsvolle Momente. Einer dieser Momente liegt in der Tatsache, dass die Autorin die Handlungsspielräume von Menschen aufzeigt, die diese trotz schwieriger Umstände immer haben: Es sind wir selbst, die unsere Lebensbedingungen gestalten können, denen wir jedoch immer auch ausgesetzt sind. Die Auswirkungen des modernen Lebens auf den Menschen sind hier ebenso zum Thema gemacht wie die Möglichkeiten, dieses Leben nicht nur zu bewältigen, sondern auch zu formen. Damit kann das Buch aus der Sicht der Jury auch die von herkömmlichen Vorstellungen kleinfamiliärer Strukturen abweichenden Lebensmodelle nicht nur reflektieren, sondern auch als durchaus »lebar«, wenn nicht gar vorteilhaft darstellen.

Zurück zum Projekt der Lehrveranstaltung, die, wie gesagt, aus zwei Teilen bestand: dem Thema der Literaturvermittlung ganz generell sowie der Aktion »Innsbruck liest«. Beide Teile versuchten wir in der Lehrveran-

staltung zu verbinden. Das heißt, dass nach einem Vorbereitungsteil konkrete Aktionen rund um »Innsbruck liest« organisiert und umgesetzt wurden, etwa ein Gewinnspiel, an dem sich die Leser_innen des Buches beteiligen konnten, oder eine Diskussionsveranstaltung. Das Rahmenprogramm der Aktion gestaltete sich folgendermaßen:

13. März 2013, 19.30 Uhr
ORF Tirol Kulturhaus:
Startveranstaltung »Innsbruck liest«
»Innsbruck liest« SPECIAL mit
Anita Köchl und Edi Jäger

18. März 2013, 9.00 bis 11.00 Uhr
Literaturhaus am Inn:
Montagsfrühstück »Familien-
konstellationen« Gespräch zwischen
Margit Schreiner und Raoul Schrott
Moderation: Martin Sexl

18. März 2013, 20.00 Uhr
Literaturhaus am Inn:
Lesung von Margit Schreiner
und Raoul Schrott

20. März 2013, 19.00 Uhr
Wagnersche/Thalia Buchhandlung:
»Innsbruck liest« hautnah. Lesung und
Publikumsgespräch mit der »Innsbruck
liest«-Autorin Margit Schreiner

21. – 23. März 2013, 20.00 Uhr
11. Innsbrucker PROSA-FESTIVAL:
Margit Schreiner las aus neuen Texten.
Weiters lasen: Judith Hermann, Markus
Bundi, Tanja Maljartschuk u.a.

25. März 2013, 20.00 Uhr
Haus der Begegnung:
Podiumsdiskussion »Literatur im Alltag –
Alleinerziehung als Alltagserfahrung
und als literarisches Thema« Mit Margit
Schreiner, Prof. Dr. Salvatore Giacomuzzi
und Vanessa Schatzer/Literaturstudentin
und Betroffene. Eine Veranstaltung
der »Innsbrucker Vergleichenden Lite-
raturwissenschaft« und der »Tiroler
Plattform für Alleinerziehende«.

15. April 2013, 10.00 Uhr
Stadtbücherei Innsbruck: »Am Mikrophon«

Schüler_innen der 7. Klasse des BRG
Sillgasse interviewten Menschen in ihrem
Umfeld zum Thema »Familie heute«.
In Kooperation mit der Servicestelle
des Landes Tirols für Lesepädagogik.

Im Zuge der Lehrveranstaltung wurden
auch Interviews geführt zum Thema
Literaturvermittlung sowie zur Aktion
»Innsbruck liest«, und zwar mit:

MARGIT SCHREINER: freischaf-
fende Schriftstellerin; Autorin des
»Innsbruck liest«-Buches 2013
GEORG HASIBEDER: Programmchef
Haymon Verlag in Innsbruck
EKKEHARD HEY-EHRL: Buchhändler
bei *liber wiederin* in Innsbruck
MARKUS KÖHLE: Schriftsteller und
Organisator von Poetry Slams
ROBERT RENK: Buchhändler und
Freier Kulturvermittler
ANNA ROTTENSTEINER und
GABRIELE WILD: *Literaturhaus am Inn*
EINEM LESER
EINER LESERIN

In dieser Broschüre liegen die Inter-
views nun gesammelt vor – sie sollen
Einblick geben in die Arbeit von Men-
schen, die in der Literaturvermittlung
tätig sind, und das literarische Leben
in Innsbruck ein wenig vorstellen.
Ein besonderer Dank gilt dabei dem Kul-
turamt der Stadt Innsbruck unter der
Leitung von Horst Burmann, insbeson-
dere Daniela Weiss-Schletterer, der Lei-
terin des Referats »Kultur-Konzepte und
Veranstaltungen«. Das Kulturamt hat
nicht nur die Lehrveranstaltung beglei-
tet, sondern auch die Produktion der
vorliegenden Broschüre unterstützt.

Martin Sexl, gemeinsam mit:
Ágnes Czingulski, Vanessa Schatzer
und Jessica Vogt

Innsbruck im April 2013

Sie sind freischaffende Schriftstellerin.
Wie wird man denn so etwas (*lacht*)?

(*Lacht*) Schleichend. Während eines dreijährigen Japanaufenthaltes wollte ich eigentlich meine Dissertation in Germanistik und Psychologie fertigstellen. Ich bin dann dort zum Schreiben gekommen, weil ich das Gefühl hatte, dass mir in Japan niemand über die Schulter schaut. Ich habe dann lauter österreichische Geschichten geschrieben, sehr österreichische. Und offenbar war es mir dort möglich zu schreiben. Nach meiner Rückkehr habe ich das Studium abgebrochen und habe eine Stelle an der Universität bekommen, und zwar an der Rechtsphilosophie oder der Rechtssoziologie – ich kann mich gar nicht mehr so genau erinnern. Die Rechtssoziologie war es. Das war ein winziges Institut, und da war ich eine von zwei Sekretärinnen. Und wir konnten uns das einteilen: dreieinhalb Tage die eine, dreieinhalb Tage ich. Und ich hatte einen reizenden Professor, der gewusst hat, dass ich schreibe. Und ich habe auf der Schreibmaschine an meiner Literatur geschrieben, und er hat

dann vorsichtig geklopft und gemeint: »Ich hätte da einen ganz winzigen Text, Frau Schreiner, nur einen kleinen Brief.« (*Lacht*) Und da bin ich ihm heute noch dankbar. Und über die Uni habe ich auch Papier bekommen und eine BUWOG-Wohnung; das waren damals noch Uni-Wohnungen. Und ich konnte sehr billig leben. Und so bin ich eigentlich eingestiegen. Nach einem Jahr habe ich ein Sabbatical genommen – das ging damals ganz leicht – und bin nach Paris. Als ich nach einem Jahr zurückgekommen bin habe ich das Studium aufgegeben, habe die Stelle aufgegeben und habe angefangen zu versuchen, von der Literatur zu leben.

War das immer schon Ihr Ziel? Wollten Sie immer schon schreiben, immer schon Schriftstellerin werden?

Es war eigentlich immer mein Ziel. Nur habe ich nach der Matura gedacht – ich bin in Linz zur Schule gegangen –, dass ich auf der Basis nicht zu schreiben anfangen kann. Da muss man ein bisschen mehr erlebt haben. Dann habe ich mir überlegt, was man in Linz garantiert nicht studieren kann, und das war Theaterwissenschaft und Literaturwissenschaft. Und dann fahre ich nach Salzburg zur Inskription, und da sagt mir die nette Frau von der Inskriptionsstelle, dass es beide Studienrichtungen auch in Salzburg nicht gebe. Ich hatte das dem Enzensberger abgeschaut, denn der hat das studiert. Und die Dame meinte dann: »Machen Sie doch einfach Germanistik und Psychologie.« Das habe ich dann auch gemacht, und dann bin ich vom Schreiben eigentlich weggekommen und habe mich ziemlich in die Germanistik

reingesteigert bis zu dem kühnen Thema »Die Kategorie des Schönen in der Faust-Literatur«, wo Professor Weiß, der schon gestorben ist, meinte: »Ein sehr weites Feld, Frau Schreiner.« Und so war es auch.

Ich bin ja Vergleichender Literaturwissenschaftler, und bei uns beginnen einige Leute mit dem Studium im Glauben, hier literarisch schreiben zu lernen, die Schriftsteller und Schriftstellerinnen werden wollen. Die sind dann doch ein bisschen enttäuscht, dass die Literaturwissenschaft mit dem literarischen Schreiben nicht unbedingt verwandt ist. War das bei Ihnen auch so?

So ist es. Das war ganz genau so. Ich habe am Anfang mit dieser ganzen »Metaphernwirtschaft« und der Mythologie und den Assoziationsketten und den Metaphernketten gearbeitet – aber nicht aus mir heraus, das war alles Papier. Ich habe relativ lange gebraucht, bis ich das germanistische Denken losgeworden bin. Und das ist mir eben in Japan gelungen.

Und wie sehen Sie die Ausbildungsstätten für Schriftstellerinnen und Schriftsteller, die es nun doch schon einige Jahre gibt? Die gibt es ja inzwischen in Hildesheim und ...

... in Leipzig, auch in Wien, an der Angewandten.

Ist das eine positive Entwicklung?

Es ist für mich nicht leicht, darauf zu

antworten, weil ich selbst unterrichte. Ich habe das Glück, dass ich – wo auch immer ich bin – autobiographisches Schreiben unterrichten darf. Ich gehe auf jeden Fall davon aus, dass ich den Leuten das Schreiben nicht beibringen kann. Meine Aufgabe ist nun so zwischen Psychologischem und Literarischem angesiedelt. Ich versuche, ihnen Mut zu machen, das zu schreiben, was sie beschäftigt, und nicht das, was sie sich irgendwo angelesen haben. Und einige Fehler kann man sehr leicht vermeiden, für deren Vermeidung ich selbst Jahre gebraucht habe. Was sind z.B. Austriazismen; oder: Warum kann ich, wenn ich in der Ich-Form schreibe, nicht in andere »reinkriechen« und sie beurteilen? Da kann man schon vieles erleichtern. Z.B. auch, was die berühmte Kommasetzung betrifft. Im Laufe des Unterrichts ist mir aufgefallen, dass Menschen, die Beistriche nicht setzen können, meistens Probleme mit dem Strukturieren von Texten haben. Die bekommen ihre Texte strukturell nicht in den Griff. Und oft nützt es etwas: Menschen, die die Kommasetzung verbessern, können auch ihre Texte besser strukturieren.

Warum kann man Schreiben nicht lehren?

Mir ist es sehr unangenehm, das zu lehren, weil ich sehr viele Bücher, die im Moment auf dem Markt sind und sehr gelobt werden, zwar als handwerklich sehr gelungen einschätze – die Leute wissen einfach, wie man anfängt bei einem Roman, wie der erste und der letzte Satz lauten sollen, wie der Spannungsaufbau aussehen muss –, aber aus meiner Sicht deshalb noch nicht unbedingt gute Literatur sind. Es ist eine sehr gezielte

Literatur, die auf Spannung achtet, die darauf achtet, dass der Leser bzw. die Leserin nicht aussteigt, die Sprünge vermeidet usw. Ich schreibe überhaupt nicht so. Ich versuche vielmehr, von jenen Themen auszugehen, die mich beschäftigen – es sind immer existentielle Themen – und ich versuche, das zu schreiben, was ich wirklich sagen möchte, um das dann in eine Form zu bringen; aber nicht andersrum. Mich trägt die Form nicht.

Kann man dann sagen, dass Sie von der eigenen Erfahrung getragen werden?

Ja, das kann man genau so sagen.

Würden Sie das als ein Modell für Schreiben schlechthin ansehen? Oder gibt es einfach ganz unterschiedliche »Typen« von Schriftstellerinnen und Schriftstellern?

Ja, gibt es eindeutig. Es gibt verschiedenen Charaktere und Temperamente. Was ich allerdings schon sagen muss: Den Roman in seiner klassischen Form, den erfundenen Roman mit einem Spannungsbogen und einem auktorialen Erzähler – den kann ich persönlich nicht mehr lesen; das ist mir unmöglich. Für so einen fiktionalen Roman muss ein unglaubliches Bühnenbild aufgebaut werden, damit der Leser bzw. die Leserin überhaupt glaubt, dass alles stimmt. Da muss ja Zeit geschaffen werden in einem Roman, und diese Zeitdimension, das ist mir sehr unangenehm. Denn für mich wird das Ganze leicht zu einer Zeitverschwendung. Und oft ist es dann so, dass man 600 Seiten gelesen hat, und es bleiben vielleicht zwei, drei Sätze übrig, die eine

Erkenntnis bieten. Und das ist mir zu wenig.

Sie werden sich dann relativ oft die Frage gefallen lassen müssen, die ich manchmal als abstrus empfinde: Wie autobiographisch sind Ihre Texte? Für Schriftstellerinnen und Schriftsteller ist das oft eine unangenehme Frage, und Ihnen wird diese Frage wahrscheinlich des Öfteren gestellt. Ist das für Sie eine unangenehme Frage?

Da habe ich eine Entwicklung durchgemacht. Bei meinen ersten Büchern habe ich immer gesagt, dass das alles nicht autobiographisch ist, weil mir das so unangenehm war; die Frage, was da nun genau stimmt daran und was nicht. Ich habe mich bespitzelt gefühlt. Vor ungefähr 10 Jahren dann habe ich, das war die zweite Antwort, immer gesagt, dass 99% erfunden ist und 99% wahr und autobiographisch. Inzwischen bin ich auch von dem weggekommen. Mir fällt es immer schwerer, zwischen autobiographischer und fiktionaler Literatur einen Unterschied zu machen, vorausgesetzt, die Texte sind auch wirklich gelungen und erzählen nicht in alten Mustern. Es gibt furchtbare autobiographische Romane und furchtbare fiktionale. Aber es ist ja ohnehin eine Binsenwahrheit, dass jeder von seinen eigenen Erfahrungen ausgeht. Ein Unterschied ist aber vielleicht: Der »fiktionaler Autor« erfindet, der »autobiographische« imaginiert. Da Erinnerung ohnehin eine Erfindung ist – es gibt ja keine Erinnerungen, die eins zu eins stimmen –, ist der literarische Prozess ja ein Prozess, den jeder Mensch durchläuft. Denn jeder Mensch erfindet im Grunde sein Leben. Und das mache ich auch.

Literatur könnte man also in dem Falle als eine veräußerlichte Form eines Prozesses sehen, den ohnehin alle Menschen in der einen oder anderen Form durchmachen: nämlich dem eigenen Leben eine Struktur geben durch Erinnerungsarbeit. Könnte man das so formulieren?

Ja, das könnte man so sagen.

Ich erzähle mir meine Vergangenheit und mein Leben ja auch in Form bestimmter Narrative, in denen ich bestimmten Ereignissen eine Form und einen Sinn gebe, eine Deutung gebe, damit ich das Ganze in eine Struktur bringen kann.

Genau! Das muss ja jeder Mensch machen. Und daher habe ich das Problem gar nicht. Ich muss während des Schreibens nicht an den Leser und die Leserin denken, sondern ich gehe davon aus – aber viele Autoren und Autorinnen sind da ganz anderer Meinung –, dass, wenn ich in die tieferen Strukturen meiner Wahrnehmung, meiner Erinnerung und meiner Erfahrung gehe, dass das nicht so anders ist als bei jedem Menschen. Es gibt aber Autoren und Autorinnen, die sich als ganz anders empfinden, und daher auch ganz anders ihre Gedanken vermitteln müssen. Weil sie davon ausgehen, dass das kaum jemand versteht, diese Art von Gedanken. Davon gehe ich nicht aus.

Das heißt, dass Literatur eine Form sein kann, Erfahrungswelten in Sprache zu bringen; und zwar Erfahrungswelten, die viele Menschen in ähnlicher Form erleben, selbst aber nicht schreiben,

und vielleicht bei einem Buch sagen: »Ja, da ist das formuliert, was ich erlebt habe. Da ist das so beschrieben, dass meine eigene Erfahrung fassbar wird.«

Ganz genau! Und nur dann hat man wirklich auch ein Ergebnis der Literatur. Denn das andere, das ist nur Papier. Kertész hat einmal gesagt, dass alle Erfahrungen unnütz sind, die man nicht selbst gemacht hat. Und wenn man sie gemacht hat und etwas dazu liest, dann hat das einen völlig anderen Stellenwert, als wenn man sich Welt nur über Gelesenes aneignet. Sei das in der Philosophie, in der Psychologie, in der Literatur oder sonst wo. Da gibt es einen riesigen Unterschied.

Es bleibt ja die Erfahrung, die keine Sprache findet, in einer gewissen Art und Weise blind.

Ja, da bleiben blinde Flecken, und es bleibt immer ein Geheimnis, letztendlich.

Vielleicht noch einmal zurück zur Situation des Schreibens bzw. des Schriftstellerdaseins. Der Weg, den Sie geschildert haben: Ist das eine typische Schriftstellerbiographie?

Ich glaube schon, dass das in gewisser Weise typisch ist. Mit den Schreibakademien werden es noch mehr werden, die von einer Universität zum Schreiben kommen werden. Es gibt nur wenige, wie Bukowski, die sozusagen aus dem Briefträgerdasein kommen. Auch daraus können sehr interessante Texte entstehen, aber die übliche Genese ist das nicht.

Wie wichtig ist es für eine Schriftstellerin oder einen Schriftsteller, sich zu »positionieren«. Heute spricht man ja oft von der Schriftstellerin oder dem Schriftsteller als Marke. Sie kennen diese Geschichten ja alle: Götz hat sich 1983 in Klagenfurt mit einer Rasierklinge die Stirn aufgeritzt, Licht hat sich 2007 in Klagenfurt nicht fotografieren lassen etc. Man macht sich manchmal ein bisschen lustig über so etwas und tut es vielleicht zu schnell als marktwirtschaftlich motivierte Überlegungen ab, mit denen sich Schriftstellerinnen und Schriftsteller interessant machen. Sind solche Sachen zentral? Kann man heute als freischaffende Schriftstellerin gar nicht mehr überleben, wenn man nicht solche Spiele spielt?

Das kann ich jetzt gar nicht beurteilen. Wahrscheinlich ist es klug, solche Spiele zu spielen. Und wenn es der Persönlichkeit entspricht und die Literatur außerdem gut ist, ist mir das egal. Mein Temperament ist das nicht. Ich glaube, meine Stärke liegt eher in den Lesungen und im Gespräch mit den Leuten, die dann Fragen stellen. Aber solche spektakulären Aktionen, das ist nicht so meins.

Und die andere Seite des Spektrums? Mir fällt gerade Thomas Pynchon ein, von dem es seit 40 Jahren keine Fotografie mehr gibt; oder Patrick Süskind, der ja nie auf Lesereise geht.

Wer sich's leisten kann, erspart sich natürlich viel. Ich habe eine solche Situation in Japan gehabt – niemand weiß, was

man tut; niemand schaut einem über den Rücken, und dann liefert man sein Buch ab, und es wird publiziert und verbreitet, und es kommt Geld rein. Aber das sind Ausnahmen, und wenn es so nicht geht, dann wird man sich wohl auch persönlich auf den Markt schmeißen müssen.

Lesereisen sind ja etwas Spezifisches für den deutschsprachigen Raum, das gibt es so gar nicht in anderen Ländern. Dass man dafür auch Honorar bekommt.

Ich glaube, das nimmt ohnehin ab. In Deutschland gibt es vor allem die Festivals. Aber die Lesereisen werden, so mein Eindruck, weniger. Wenn, dann große Spektakel.

Die ja auch leichter zu organisieren sind, nehme ich an; man findet auch leichter Sponsoren dafür, weil die einen Werbeauftritt haben.

Genau. Und die Lesehonorare sind im Grunde auch gleich geblieben in den letzten 5 bis 10 Jahren, trotz Inflation. Und immer wieder wird man auch gefragt, ob es nicht ein bisschen billiger geht. Das Geld für einzelne Lesungen, das wird weniger.

Wie arbeiten Sie konkret? Wie kann man sich das vorstellen, dass Frau Schreiner ein Buch beginnt und ein Buch zu Ende bringt?

(Lacht) Sie beginnt es liegend, und liegt immer so rum, und jeder fragt sich, was die da eigentlich so tut. Früher hat mich das meine Tochter gefragt, und dann habe ich gesagt: »Ich denke.« Und dann springe

ich irgendwann auf und fange an und arbeite dann meist sehr viel und relativ schnell. Der erste Durchgang, der geht sehr schnell, und dann wird das überarbeitet, und dann kommen die Probleme, und dann wird das umgestellt, und dann dauert das alles auch länger. Und dann gibt es auch regelmäßige Arbeitszeiten, meist so von 11.00 Uhr an, und solange es halt nötig ist.

Schreiben Sie sofort am Computer?

Ja, ich schreibe nichts mehr handschriftlich. Das stellt sich sogar als Problem heraus, denn ich habe meinen Vorlass verkauft, und die wollen ja alle nur Handschriftliches *(lacht)*. Völlig absurd! Auch Briefe wollen sie handschriftlich, obwohl man ja heute alles über E-Mail macht. Ja, ich schreibe alles mit Computer, sogar meine Einkaufslisten. Ich habe ein Büchlein mit, das berühmte Moleskine, für unterwegs. Aber ich könnte da nicht 20 Seiten reinschreiben, da würden mir die Finger wehtun, das sind sie nicht mehr gewöhnt. Seit kurzem aber habe ich begonnen, mich fürs Schreiben als Einstimmung manchmal frei zu zeichnen. Das Zeichnen macht mich frei für das Texten, eine interessante Erfahrung für mich.

Und welche Strategien haben Sie, um den Überblick über Ihre Geschichten zu bewahren? Manche arbeiten da ja mit ganz vielen Post-its ...

Nein, das mache ich gar nicht. Ich fange erst dann an zu schreiben, wenn der Einstieg, die Haltung, das Thema bereits feststehen. Wo das hingehen wird, weiß ich

allerdings meistens nicht. Also zumindest nicht das Ende. Es gibt ja Autorinnen und Autoren, die schreiben zuerst den letzten Satz auf. Bei mir tut sich während des Schreibens sehr viel. Deswegen ist dann die Schreibarbeit selbst auch sehr anstrengend und ich brauche viel Ruhe dazu.

Wie wichtig ist Recherche für Ihr Schreiben?

Es könnte sein, dass sich das jetzt bei mir ändern wird und Recherche in Zukunft einen größeren Raum einnimmt. Früher hat Recherche für mich gar keine Rolle gespielt. Erst bei den Essays – ich schreibe relativ viele Essays und Artikel für Zeitungen – hat sie angefangen, eine sehr große Rolle zu spielen. Und da meine Schreibentwicklung in die Richtung Autobiographical Essay geht, wird die Recherche nötig. Und dient auch als Anregung.

Und für »Die Tiere von Paris« haben Sie nicht recherchiert?

Doch, schon. Ich wusste zum Beispiel nicht mehr genau, wie diese Wanderwege in Palestrina verlaufen. Da musste ich dann recherchieren: »Wo ist was?« *(Lacht)* Dann habe ich Berichte literarischer und psychologischer Art über Scheidungskinder gelesen. Auch später, 2012, als der Roman bereits erschienen gewesen war. Etwa von Holz-Dahrenstaedt/Aichhorn »Die Eltern lassen sich scheiden. Kinderbeistand und Besuchsbegleitung«. Verlag Österreich. Sehr empfehlenswert. Aber auch, was alles passieren kann, dass eine Situation plötzlich

aus der so genannten Normalität in die Psychose kippt und zwar bei allen Beteiligten.

Vielleicht ein paar Worte zur finanziellen Situation: Kann man vom literarischen Schreiben leben? Meistens ist es ja ein »Mix« an Einkommen – wie schaut der in Ihrem Fall ungefähr aus?

Also ich habe sehr großes Glück gehabt, dass ich ab dem Alter von etwa 30 Jahren vom Schreiben leben konnte. Am Anfang verdiente man noch sehr gut mit Hörspielen – ich konnte damals, als ich angefangen habe zu veröffentlichen, von einem Hörspiel ein Jahr lang leben. Daran ist heute natürlich nicht mehr zu denken. Heute kann man froh sein, wenn man eines unterbringt. Und dann bin ich, nachdem der Haffmanns-Verlag ja auf schreckliche Weise zugrunde gegangen ist, zu Schöffling gewechselt, wo alle meine Bücher neu aufgelegt und als Taschenbücher herausgegeben wurden. Seitdem kann ich wirklich gut davon leben. Neuerdings stehen wir natürlich vor der Situation, dass sich der Taschenbuchmarkt sehr stark verändert wegen der Umstellung auf das E-Book.

Das heißt, Sie sind von Honoraren, von Lesereisen gar nicht mehr so abhängig?

Oh doch, davon bin ich ebenfalls noch abhängig – gerade weil der Verdienst aus den Büchern jetzt ja weniger wird und die Umstellung auf das E-Book noch nicht richtig funktioniert – wir verkaufen ja erst ganz wenige E-Books. Das wird sich ändern, aber das wird halt ein paar Jahre dauern. Ab und zu schreibe ich noch ein Hörspiel

und »Haus, Frauen, Sex« zum Beispiel wird immer wieder aufgeführt irgendwo auf deutschen Bühnen, und mit dem Theater verdient man eigentlich sehr gut. So läppert es sich eben zusammen – und dann kommen natürlich noch Preise, Stipendien usw. hinzu.

Verfolgen Sie die Urheberrechtsdebatten, die in den letzten ein, zwei Jahren aufgeflammt sind?

Ja, ich bin natürlich absolut für den Schutz des Urheberrechts, nur kommt es darauf an, wie eng man es fasst. Also es ist ja bekannt, dass es relativ leicht sein wird, die E-Books zu »knacken« und dann umsonst Bücher zu verbreiten, wie es mit Filmen, Musik usw. schon passiert, und da bin ich für eine sehr strenge Durchsetzung des Urheberrechts. Was aber das Zitieren von zwei, drei Sätzen angeht, da wird, finde ich, übertrieben. Das hat es immer gegeben und das ist ja auch interessant – ich finde nicht, dass da alles ausgewiesen werden muss.

Wie nehmen Sie den Literaturbetrieb wahr? Sie haben ja schon eine Biographie als Autorin und Erfahrung als Autorin – läuft das heute ganz anders als vor 20 Jahren?

Ja. Also vor 20 Jahren war es noch möglich, wenn man sich umgeschaut hat und die Verlage studiert hat, einen Verlag zu finden, von dem man sagen konnte: »Da würden meine Texte hinpassen.« Und wenn man sich ein bisschen bemüht hat, dann ist es auch gelesen worden – das ist heute nicht mehr der Fall, wie ich von jüngeren Kolleginnen und Kollegen höre. Heute kommt

man eigentlich nur mehr über Beziehungen überhaupt bei einem Verlag unter. Es gibt sogar bei sehr kleinen Verlagen schon Warteschlangen – das ist ungeheuerlich! Es nimmt ja die Buchproduktion insgesamt wahnsinnig zu und es gibt immer mehr Leute, die schreiben. Irgendwer hat gesagt »Sie werden es aus Verzweiflung tun.« (*Lacht*) Es ist also schon mal schwerer, reinzukommen. Und dann, so lautet meine Theorie, die noch nicht ganz überprüft ist (*lacht*), hat die Aufhebung von »U« und »E« in der deutschsprachigen Literatur der »E-Literatur« sehr geschadet. Was ja auf der Hand liegt, da wir keine Tradition der gehobenen Literatur, die auch »komisch« ist, oder die sich auch gut lesen lässt, haben. Und jetzt in dieser kurzen Zeit, in der das passiert ist, haben die »flachsten« Bücher die besten Chancen. Man sieht das zum Beispiel bei den Thalia-Buchhandlungen, was für ein Ramsch da in den Wühltischen liegt – es ist sehr schwer, sich da noch eine Position zu verschaffen. Zudem liegt die Literaturkritik meiner Meinung nach am Boden. Die ist praktisch nur mehr die Werbetrommel für ...

... eh schon Bestseller.

Ja, für eh schon Bestseller, und etwas anderes wird gar nicht mehr beachtet.

Woran liegt das Ihrer Meinung nach, dass der »U-Bereich« dermaßen in den literarischen Bereich vordringt? Ist das Verlagspolitik?

Ja, es ist letztendlich Verlagspolitik. Das glaube ich schon. Begonnen hat es eben mit

dieser Diskussion, die deutschsprachige Literatur sei so bierernst, und die habe keinen Humor, und das sei alles so schwer. Was die österreichische Literatur betrifft, glaube ich, dass durch die Ex-DDR-Literatur einiges übernommen wurde, was zuvor die Österreicherinnen und Österreicher abgedeckt haben. Österreich war eben der »Exot« in Deutschland, zuständig für den schwarzen Humor und für die ein bisschen schrägen Dinge. Und das haben dann eigentlich die jungen DDR-Autorinnen und Autoren in Deutschland reingebracht. Und jetzt, da der Buchmarkt durch die Vereinigung natürlich viel größer geworden ist, konzentriert man sich mehr auf die deutschen Autorinnen und Autoren.

Ich glaube auch, dass sich die Wahrnehmung der österreichischen Literatur auf dem deutschen Buchmarkt durch das Ende der DDR verändert hat. Das merkt man auch in der Wissenschaft, etwa bei Tagungen, dass die österreichische Literatur in der Wahrnehmung so ein bisschen in der deutschen Literatur aufgegangen ist – was nicht unbedingt ein Nachteil ist. Mir ist diese extreme Grenze zwischen zum Beispiel Thomas Bernhard und einem beliebigen deutschen Autor eh immer ein bisschen auf die Nerven gegangen. Aber es hat wahrscheinlich auch Nachteile.

Es hat Nachteile auch, ja. Also ich habe das genauso empfunden, ich dachte mir auch: »Diese wahnsinnige Trennung, was macht das für einen Sinn?« Aber jetzt hat es nach der anderen Seite ausgeschlagen.

Was würden Sie heute einem jungen Autor oder einer jungen Autorin als Rat mitgeben? Wie steigt man gut in den Literaturbetrieb ein?

Indem man sich sehr genau informiert, etwa darüber, was für Verlage es gibt. Und indem man sich selbst einschätzen kann: »Was ist meine Stärke?« Viele Autoren und Autorinnen wollen ja leider immer das schreiben, was nicht ihre Stärke ist. Viele wollen jetzt zum Beispiel immerfort Krimis schreiben, weil die sich verkaufen, und können es aber gar nicht. Es bedarf also einer sehr genauen Kenntnis dessen, wo man mit seiner Literatur steht, einer sehr genauen Kenntnis des Marktes und dann, wenn man nach Deutschland geht, kann man es vielleicht mit einem Agenten probieren. Weil auch Empfehlungen weit nicht mehr so wahrgenommen werden von den Verlagen wie früher. Früher haben ja die Autoren und Autorinnen der Verlage auch häufig Literatur empfohlen: »Ich kenne da einen jungen Autor« und so. Das funktioniert heute auch nicht mehr so. Man muss sich also darauf gefasst machen, dass es nicht leicht wird.

Mir hat Georg Hasibeder, der Programmchef vom Haymon Verlag, erzählt, er bekommt im Jahr ungefähr 1300 bis 1500 unverlangte Manuskripte. Und von diesen erscheinen letztlich durchschnittlich ein bis zwei im Jahr.

Wahnsinn. Da braucht er ja wahrscheinlich ein Vorlektorat, oder? Schaut er überhaupt in jedes rein?

Er schaut in jedes rein, aber er schaut sozusagen auf die ersten drei, vier Seiten, und er sagt, er sieht relativ schnell, ob es einer weiteren Beachtung wert ist oder nicht. Und die, die eine weitere Beachtung verdienen, aber das sind dann schon auch noch ordentlich viele, gibt er ins Vorlektorat. Das sind so 10 bis 20 Prozent. Also da bittet er dann Lektoren und Lektorinnen, das einmal zu prüfen und die ersten 20, 30 Seiten zu lesen – die sortieren dann wieder aus, und dann bleiben etwa 30, 40 Manuskripte übrig, und die liest er dann noch einmal selbst.

Aha, ja dann ist er eh sehr genau. Was es auch noch gibt: Man kann ansuchen um ein sogenanntes Lektoratsstipendium, um das eigene Manuskript, bevor man es an einen Verlag schickt, schon einmal lektorieren zu lassen. Um den Einstieg zu erleichtern.

Wie wichtig ist eine Homepage für den Vermarktungsprozess, aber auch für den Einstieg in den Literaturbetrieb?

Bezüglich des Einstiegs kann ich es nicht beurteilen. Ich habe schon sehr lange eine Homepage und bin sehr stolz darauf, weil Max Schrems, derjenige, der Facebook in Irland 16 Mal angezeigt hat, der ist mein Homepage-Macher – er hat die Homepage damals mit 14 Jahren gemacht. Ich weiß nicht, ob sie optimal ist, ich lege da keinen Wert darauf (*lacht*). Leider habe ich sie jetzt vernachlässigt, weil Max Schrems immer nach Washington oder Singapur fährt und dort über Facebook diskutiert (*lacht*), aber früher habe ich zum Beispiel schon

neu erschienene Artikel auf die Homepage gegeben oder ich habe ein Jahr lang eine Glosse geschrieben, und die war dann jedes Mal auf der Homepage. Und das hatte enorme Auswirkungen auf die Zugriffe auf die Homepage. Also es ist schon so, dass die Leute, gerade wenn man wo hinreist, wo man noch nicht so bekannt ist, alle auf die Homepage schauen. Ich ja auch, bei anderen.

Betreuen Sie die Homepage inzwischen selbst?

Nein, ich betreue sie nicht selbst, Max Schrems betreut sie – falls er im Lande ist. Und ich selbst bin furchtbar nachlässig und lasse ihm viele Daten gar nicht zukommen.

Etwas, worauf ich immer gleich schaue, ist das Foto, das man auf der Homepage hat. Ist das bei Ihnen die Industrieskyline von Linz mit der VÖEST im Hintergrund?

Ja, das ist beeindruckend, oder? (*lacht*)

Warum haben Sie dieses Bild gewählt?

Ich habe früher viel zur VÖEST geschrieben, ich bin auch eine VÖEST-Angestellten-Tochter. Die VÖEST hat eine große Rolle gespielt. Damals, als es in Linz gar nichts gab, weder eine Ars Electronica, noch einen Lesungsort, gar nichts – da gab es die VÖEST. Und da also sehr viele Gedanken immer um die VÖEST gekreist sind habe ich dieses Bild gewählt.

Vielleicht ein, zwei Sätze zum Buch »Die Tiere von Paris«. Waren in die-

sem Fall auch eigene Erfahrungen wichtig fürs Schreiben?

Interessanterweise ist dieses Buch mein am wenigsten autobiographisches. So viel erfunden habe ich selten. Aber meistens nicht dort, wo man glaubt, das kann nur erfunden sein. Meine Bücher sind natürlich nie eins zu eins zu lesen. In diesem Fall war es natürlich besonders heikel, weil eine Tochter als Protagonistin als »Meine Tochter« ja vorkommt. Sie war auch meine Erstleserin und hat es genehmigt. Und sie bekommt 10% von den Einnahmen. Sie hofft jetzt, dass ich noch einmal etwas über sie schreibe (*beide lachen*).

Ich muss gestehen, dass ich ganz bewusst keine Rezensionen gelesen habe. Darum auch die Frage: Wie ist das Buch wahrgenommen worden?

Es ist 2011 erschienen, und zwar leider im August, daher waren alle Rezensionen, sei es im Fernsehen, Radio usw., im August. Das ist blitzschnell gegangen aufgrund des Sommerlochs, da haben alle sofort reagiert, und als die Ferien vorbei waren, war das Wichtigste eigentlich gelaufen. Aber die Rezensionen waren – bis auf eine, glaube ich – alle positiv.

Es ist also eigentlich sehr gut aufgenommen worden?

Es ist von den Rezensionen her sehr gut aufgenommen worden. Was das Publikum betrifft, bin ich jedoch nicht zufrieden. Weil ich denke, dass das Buch von einem Thema handelt, das sehr viele betrifft –

möglicherweise ist der Titel irreführend. Mein ursprünglicher Titel wäre gewesen: »Rabenmuttertag«, aber der Verleger hat mir sehr stark davon abgeraten, weil da gerade »Rabenliebe« von Peter Wawerzinek erschienen war und er meinte, das könne man nicht machen. Mir hätte »Rabenmuttertag« sehr gut gefallen und dann wären die Assoziationen dazu vielleicht andere gewesen. »Die Tiere von Paris« war ein Projekt, das ich vor langer Zeit einmal hatte – ich habe den Anfang davon, der in Paris spielt, zum Teil verwendet – und das sollte eigentlich ein eigenes Buch werden wirklich über Tiere in Paris.

Und wie war die Reaktion des Publikums?

Also die Verkaufszahlen sind nicht sehr hoch. Das hat mich sehr gewundert, in diesem Fall, ja, gekränkt. Bei meinem letzten Buch, »Haus, Friedens, Bruch«, das aber noch besser verkauft wurde, habe ich mir schon gedacht, dass sich das nicht wahn-sinnig gut verkaufen wird. Aber bei »Die Tiere von Paris« verstehe ich es eigentlich bis heute nicht. Ich weiß nicht, woran es liegt. Denn auch die Reaktionen bei Lesungen sind sehr interessiert und ich führe oft lange Gespräche mit den Anwesenden.

In der Jury von »Innsbruck liest« waren alle Jurymitglieder, inklusive mir selbst, sehr davon angetan, wie man ein Thema literarisch anspruchsvoll und zugleich so gut lesbar rüberbringen kann. Also meines Erachtens ist Ihnen hier ein schwieriger Spagat gelungen.

Ja, ich glaube das auch, denn ich habe mich mit diesem Buch auch wirklich geplagt. Mit diesem Buch habe ich mich so geplagt, denn ich wollte es leicht machen, keine »Jammerliteratur« schreiben, die Probleme aber doch so darstellen, wie ich sie empfunden habe. Und das umzusetzen war wirklich sehr, sehr schwierig. Und ich habe auch lange Zeit herumprobiert, ich habe versucht, in der 3. Person zu schreiben, und ich habe versucht, diese Situation völlig zu erfinden, ich habe versucht, eine Novelle zu schreiben, ich wollte die Tochter selbst sprechen lassen – es ist nichts gegangen. Und letztendlich habe ich mir dann gedacht: »Das ist die Form, die ich vertreten kann und so bekomme ich diesen Spagat am ehesten hin.«

Wie sind Sie auf diese »Du-Erzählung« gekommen? Also ich habe recherchiert, als Wissenschaftler – das ist extrem selten in der Weltliteratur. Es gibt eine Kurzgeschichte von Hawthorne und dann Sachen von Čechov, und eine Geschichte von Tolstoj gibt es auch. Also es wird kaum verwendet als Stilmittel. Und das ist eigentlich erstaunlich, denn es ist ein Stilmittel, das ich für sehr interpretationsreich halte. Es gibt ja verschiedene Arten, dieses »Du« zu verstehen. Man fühlt sich als Leser angesprochen, man imaginiert die Dialogpartnerin im Buch, es kann als generisches »Man« verstanden werden – es ist also eine sehr interpretationsreiche Form. Und nachdem ich Ihr Buch gelesen habe, hat es mich fast ein bisschen verwundert, dass es so selten als formales Mittel aufgegriffen wird. Wie sind Sie auf diese »Du-Erzählung« gekommen?

Ja, ich bin eigentlich durch das »Buch der Enttäuschungen« dazu gekommen, in welchem ich alle Formen durchprobiert habe: Ich, Du, Er, Sie, Es, Wir, Ihr, Sie – eben auch das »Du«. Und damals habe ich schon gemerkt: Das »Du« ist interessant. Die anderen Formen hat man ja doch schon ein bisschen ausprobiert, außer das »Ihr«, das war auch ganz interessant, das war dann gleich so eine Ansprache an die Menschheit (*lacht*). Und meine zweite Inspiration für die »Du-Erzählung« war, dass ich früher im Fernsehen immer den Hardy Krüger gesehen habe, wie er mit einem Flugzeug über die Serengeti gebraust ist und gesagt hat: »Und du schaust nach Afrika und sagst dir: »Hier ist die Wildnis«, und du ziehst den Knüppel im Flugzeug« oder was weiß ich, und ich habe immer so gelacht, und das war so ein männlicher, entschlossener Stil. Und dann habe ich mir gedacht: »Das muss ich probieren.« Wie das wohl ist, wenn eine Frau »Du« sagt und ins Reden kommt, wie das klingt. Ich wollte das ursprünglich mit dem »Ich« abwechseln, den Spaziergang im Wienerwald zum Beispiel, den wollte ich in der Ich-Form schreiben, der war auch ursprünglich in der Ich-Form, aber dann hat mir dieses »Du« so gefallen, auch für mich selbst, als Schutz. Und man ist gleich in der Sache drin und kann auch Sachen sagen, die das »Ich« nur unter Qualen sagen könnte. Das »Du« kann das leichter. Und so bin ich bei dieser Form geblieben und habe auch für das nächste Buch vor, das »Du« wieder zu verwenden, aber ganz anders, nämlich dann wirklich als Ansprache an eine bestimmte Person. Und sonst bleibt es im »Ich«. Also bei »Die Tiere von Paris« ist

das »Du« der innere Monolog, während es beim nächsten Buch eine Person betreffen wird. Auf das freue ich mich schon sehr.

Was ich so toll fand an dieser »Du-Erzählung«, ist, dass sie dem Leser so viel Interpretationsspielraum lässt – denn es kann auch der Leser in diese Distanz gehen. Er muss es aber nicht. Also man kann direkt einsteigen im Sinne von »Ich bin jetzt Teil dieses Dialogs«, aber wenn man das nicht will oder nicht aushält, kann man sagen: »Das ist für mich jetzt dieses generische »Man« vom Hardy Krüger.« (*Beide lachen*).

Ja, genau. Und ich habe mir nicht gedacht, dass es aufgeht. Ich habe mir gedacht, irgendwann wird dieses »Du« aufdringlich werden. Also ich war selbst sehr überrascht, dass dieses »Du« so getragen hat.

Kommen wir zu »Innsbruck liest«. Sie haben vorhin gesagt, Sie haben die Aktion nicht gekannt. Wahrscheinlich haben Sie eine E-Mail von Daniela Weiss-Schletterer bekommen – was war Ihre erste Reaktion?

Nein, ich habe keine E-Mail bekommen, sondern ich stand auf einer einsamen kroatischen Insel auf einem Berg und hatte zufällig mein Handy dabei, weil ich mir dachte: »Falls ich mich verirre, muss ich Rettung rufen können.« Und plötzlich läutet dieses Handy im Rucksack meines Mannes, und er hebt ab und sagt: »Du, da will dich wer aus Innsbruck sprechen«. Und ich war da gerade mit einem Feigenbaum beschäftigt und er fragte die Person am Telefon, ob sie in fünf Minuten zurückrufen könne.

Und dann hat sie zurückgerufen. Und ich habe am Berg, über dem Meer stehend, von »Innsbruck liest« erfahren und musste mir erst langsam vor Augen führen, was das ist. Ich habe mich aber sehr gefreut und später ein Fläschchen Sekt aufgemacht.

Und wie nehmen Sie die Aktion wahr? Es gibt ja in anderen Städten ähnliche Aktionen, zum Beispiel in Wien »Eine STADT. Ein BUCH«.

Ich finde es eine ganz tolle Aktion, muss ich sagen. Ganz toll für Debütantinnen und Debütanten oder auch wenn man das Gefühl hat, da ist ein Buch nicht so verbreitet wie es sein könnte oder sein sollte. Ich finde das großartig, denn es gibt eigentlich keine Stelle im Literaturbetrieb, die so etwas ermöglicht. Und es ist schon eine tolle Werbung für ein Buch. Um den gleichen Werbeeffect zu erzielen, müsste der Verleger ja flächendeckend Inserate schalten, was er aber nicht tut, weil er ja die Inserate immer nur den Einnahmen entsprechend schaltet. Ich finde die Aktion auch viel schöner als ein Stipendium oder eine Unterstützung. Ich finde es eine wunderbare Sache.

In Wien nehmen sie ja immer – soweit ich das jetzt gesehen habe – eher ein bekanntes Buch.

Das finde ich auch so toll an »Innsbruck liest«, dass das hier nicht geschieht. Denn was hat das für einen Sinn? Jemanden zu nehmen, der ohnehin in aller Munde ist? Sicher, man wird dann vielleicht noch mehr Publikum gewinnen, vielleicht

auch solche, die sonst eher nicht lesen.
Aber »Innsbruck liest« ist sensationell.

Vielleicht noch eine weitere Frage zu »Innsbruck liest«. Wir haben in der Jury ja lange diskutiert. Es gibt drei Jurymitglieder, jedes Jurymitglied schlägt fünf Bücher vor, im Juni, das heißt, über den Sommer werden 15 Bücher gelesen, auch von mir, obwohl ich nicht mitstimme, ich bin dafür zuständig, den Prozess zu moderieren. Und im September gibt es dann eine Sitzung mit »open end«, wo wir uns zu viert treffen. Es war eine hochkarätige Jury, bestehend aus Evelyne Polt-Heinzl aus Wien, Ekkehard Hey-Ehrl, Buchhändler in Innsbruck und Hans Platzgumer, Vorarlberger Autor und Musiker. Und wir haben, sage ich jetzt einmal, 15 wirklich gute Bücher gehabt und uns die Auswahl nicht leicht gemacht. Und wir haben sehr lange darüber diskutiert, und da würde ich auch gerne Ihre Einschätzung hören, wieviel man den Leserinnen und Lesern, und zwar gerade den »Wenig-Lesern«, an die sich diese Aktion ja auch besonders richtet, zumuten kann. Soll man die Leute ein bisschen überfordern mit Literatur? Oder ist es bei einer Aktion wie »Innsbruck liest« klüger, zu sagen: »Wir bedienen den Geschmack einer breiten Bevölkerungsschicht, um niemanden abzuschrecken.« Das ist ja ein Spannungsverhältnis – wie würden Sie das einschätzen?

Ich würde sagen: Das Buch darf ein bisschen überfordern, muss aber lesbar sein. Ich würde jetzt zum Beispiel nicht mit einer experimentellen Literatur an die Leute herangehen oder mit einer sehr

langatmigen Geschichte. Ein rascher Einstieg sollte möglich sein und eine Geschichte sollte sich aufbauen. Also ein bisschen überfordern, aber nicht zu viel.

»Innsbruck liest« ist ja unter anderem eine Literaturvermittlungsaktion. Vielleicht eine letzte Frage zum Thema »Literaturvermittlung« insgesamt – haben Sie das Gefühl, dass diese in Österreich gut funktioniert? Es gibt Stipendien, es gibt Stadtschreiber-Posten – was sagen Sie zur Subventionslandschaft in Österreich?

Ich finde sie außergewöhnlich gut. Denn überall, wo man sonst hinschaut – sei es Deutschland, aber vor allen Dingen auch Frankreich, Italien, Amerika, England – die haben diese Förderprogramme alle nicht. Besonders positiv erwähnenswert sind bei uns etwa auch die Literar-Mechana und die Literarische Verwertungsgesellschaft. Die deutsche VG-Wort kann sich da beispielsweise überhaupt nicht vergleichen. Ich glaube, wir können diesbezüglich wirklich sehr zufrieden sein. Und ich war auch immer der Meinung, dass die Tatsache, dass in Österreich, obwohl es so ein kleines Land ist, so viel hochwertige Literatur entsteht, unter anderem auf dieses System zurückzuführen ist.

Vielen Dank für das Gespräch.

Ort: Kulturamt der Stadt Innsbruck
Datum: 19. Dezember 2012
Das Interview führte MARTIN SEXL.

Im Rahmen der Lehrveranstaltung »Innsbruck liest« werden Menschen aus den verschiedenen Bereichen der Literaturvermittlung interviewt. In diesem Zusammenhang sind auch das Verlagswesen und der Buchhandel von Interesse. Herr Hasibeder, Sie sind Programmleiter des Haymon Verlages. Wie war Ihr beruflicher Werdegang?

Mein Werdegang ist eigentlich ein sehr klassischer in der Branche. Ich habe in Innsbruck Komparatistik studiert und während der letzten drei Jahre des Studiums erste Berufserfahrungen gemacht. Zuerst habe ich bei einer Zeitschrift als Redakteur mitgearbeitet und war dann bei einem anderen Verlag als »Mitarbeiter für alles« Teilzeit beschäftigt. In der Spätphase des Studiums habe ich begonnen, als freier Lektor und Korrektor zu arbeiten. Damals schon für den Studienverlag, also für unser Verlagshaus. Dort habe ich dann ein Praktikum angeboten bekommen und bin aus dem Praktikum heraus nach ungefähr zwei Monaten übernommen worden. Das ist ein Weg, den ich von vielen Kollegen in der Branche kenne. Sie haben

sich in Praktika und als freie Mitarbeiter bewährt und wurden dann in den Job übernommen. Ich war am Anfang Lektor und Projektleiter im Studienverlag. Dort habe ich einerseits den Skarabäus Verlag betreut – das ist ein kleiner Literatur- und Kunstverlag – sowie zusätzlich Buchprojekte im Wissenschaftsbereich, vor allem im Bereich der Literaturwissenschaft. Unser Verlag hat dann 2005 den Haymon Verlag übernommen. Der Haymon Verlag war davor im Privatbesitz des Gründers Michael Forcher, und als sich dieser in die Pension zurückziehen wollte, hat er einen Partner gesucht. Der Studienverlag ist daraufhin eingestiegen und ich bin zunächst als Lektor zum Haymon Verlag übergewechselt. 2008 bin ich dann Programmleiter von Haymon geworden.

Und was sind die Aufgaben eines Programmleiters?

Die Kernaufgabe ist, das Verlagsprogramm zusammenzustellen. Wir haben ein relativ umfangreiches Programm von insgesamt 50-60 Titeln im Jahr, die ich auswähle. Ich entscheide zwar nicht alleine über das Programm, sondern gemeinsam mit dem Verleger, aber ich bereite die meisten Programmentscheidungen vor, das heißt, ich bin mit unseren Autoren und Autorinnen laufend in Kontakt, bin darüber informiert, woran sie arbeiten, und begleite sie auch in ihrer Arbeit. Ich bemühe mich um neue Projekte sowie neue Autoren und Autorinnen. Ich prüfe Manuskriptangebote, wobei das zwar ein relativ umfangreicher Arbeitsbereich ist, aber für das Programm wenig beiträgt. Wir publizieren sehr selten Bücher

aus unverlangten Manuskripten im literarischen Bereich. Im Sachbuchbereich ist es dagegen oft so, dass die Autoren und Autorinnen nicht mit fertigen Manuskripten oder fertigen Projekten zu uns kommen. Vielmehr überlegen wir uns Themen oder Projekte, die wir für interessant halten, und gehen dann auf die Suche nach geeigneten Autoren oder Autorinnen. Auch das fällt in meinen Aufgabenbereich. Die Gestaltung des Verlagsprogramms ist also die eine Kernaufgabe. Die zweite Kernaufgabe ist es, die Arbeit mit den Büchern, die bei uns im Verlag passiert, zu leiten und zu steuern. Wir haben Abteilungen, die für das Lektorat und die Produktion der Bücher zuständig sind. Damit ist also die Arbeit gemeint, die vor der Veröffentlichung des Buches passiert. Zudem haben wir Abteilungen für Pressearbeit, Vertrieb, Marketing und Veranstaltungen, die nach der Veröffentlichung mit dem Buch arbeiten. Die Ziele, die diese Abteilungen erreichen sollen, die Schwerpunkte, die sie setzen, koordiniere ich. Ich überwache die Arbeit, versuche korrigierend einzugreifen und schaue, dass alles gut läuft. Und nebenbei lektoriere ich vielleicht vier Bücher pro Jahr selbst.

Und wie finden Sie geeignete Autoren und Autorinnen? Recherchieren Sie beispielsweise im Internet nach potentiellen Autoren?

Auf diesen Wegen recherchieren wir eigentlich sehr wenig. Ein Problem, das es vor zehn Jahren noch nicht in dieser Form gegeben hat, ist, dass wenig richtig gute Autoren oder Autorinnen frei sind. Viele Autoren sind schon sehr früh entweder an einen Verlag

oder an einen Agenten gebunden. Und die Autoren, die sich auf eigene Faust anzubieten versuchen, über ihre Homepage oder über Literaturzeitschriften, werden immer weniger. Das wichtigste Instrument, um gute Autoren und Autorinnen zu finden, ist ein gutes Netzwerk. Es ist wichtig, viele Leute zu kennen, die einen auf potentielle Autoren hinweisen können oder viele Autoren zu kennen, denen man anbieten kann, dass sie uns ihre Projekte zuschicken sollen, sollten sie einmal auf Verlagsuche sein. Ich kenne viele Journalisten, Literaturwissenschaftler oder Autoren, die immer wieder von jüngeren Autorinnen oder Autoren Manuskripte zugeschickt bekommen und diese dann empfehlen, oder die in Jurys für Stipendien und Preise sitzen und dann sagen: »Schau dir den doch einmal an. Der gefällt mir.«

Muss bei einem Manuskriptangebot bereits das fertige Manuskript vorliegen?

Es kommt darauf an, wie gut man den Autor kennt oder wie viel Vertrauen man in eine Empfehlung hat. Ich habe schon Autoren eine Veröffentlichung zugesagt, die noch kein Manuskript hatten. Das macht man bei Autoren, die schon anderweitig publiziert haben und deren Arbeit man gut einschätzen kann. Ich habe vor drei, vier Jahren eine Autorin zu uns geholt, die bereits in einem anderen Verlag publiziert hat. Sie war auf der Suche nach einem neuen Verlag und ich hab ihr für drei Bücher zugesagt, ohne dass ich einen Text gesehen hätte, weil ich gewusst habe, dass sie gut ist. Bei Debüts ist das eher die Ausnahme. Das passiert zwar auch, aber selten.

Und wie hoch ist die Chance, dass ein unverlangtes Manuskript überhaupt veröffentlicht wird?

Ich schätze, wir bekommen im Jahr 1500 unverlangte Manuskripte und publizieren davon im Jahresschnitt vielleicht 0,7. Also in drei Jahren zwei Bücher aus unverlangten Manuskripten. Und die, die wir publizieren, sind in der Mehrheit der Fälle Kriminalromane. Der Krimibereich funktioniert etwas anders als die »klassische« Literatur. Da gibt es viele Leute, die davor noch keine Spuren im literarischen Leben hinterlassen haben, und dann einen guten Krimi schreiben, während dies im eigentlichen literarischen Bereich die absolute Ausnahme ist. Im literarischen Bereich sind, wie gesagt, die meisten Autoren und Autorinnen schon sehr früh an einen Verlag oder eine Agentur gebunden.

Was sind die Voraussetzungen für eine berufliche Tätigkeit im Verlag?

Also die wichtigste Voraussetzung ist Begeisterung für die sehr anspruchsvolle Arbeit in einem Verlag. Egal in welcher Abteilung man arbeitet, es gibt immer ein sehr vielfältiges Aufgabengebiet. Es gibt die unterschiedlichsten Aufgaben, die es zu erfüllen gilt. Die Arbeit ist sehr anstrengend, da immer ein relativ hoher Zeitdruck herrscht. Der Literaturbetrieb ist zudem hektisch und schnelllebig. Und natürlich ist auch das ökonomische Umfeld nicht das unkomplizierteste. Es ist nicht wie bei Red Bull, wo man weiß, man verkauft eh alles, was man hat. Es geht in Verlagen immer knapp zu. Aus diesem Grund ist es wichtig, von seiner Arbeit im

Verlag so überzeugt zu sein, dass man all das, was der Job an anstrengenden Seiten mit sich bringt, in Kauf nehmen kann. Das ist ein erster wichtiger Punkt. Ein zweiter wichtiger Punkt ist, dass man gute Kommunikationsfähigkeiten mitbringen muss. Man muss im Verlag mit den unterschiedlichsten Leuten auf einer guten Basis kommunizieren können. Man muss also mit Buchhändlern, mit Journalisten, mit Druckereien sowie mit Autoren reden können. Es ist wichtig, sich schnell auf die jeweilige Gesprächssituation umzustellen. Man muss sehr gut organisiert sein, weil es ein sehr breites, manchmal sehr unübersichtliches, Aufgabengebiet gibt. Vor allem aber muss man davon überzeugt sein, dass man die Arbeit gerne macht.

Die Studienrichtung ist also kein ausschlaggebendes Kriterium?

Wir haben in denjenigen Abteilungen, die inhaltlich arbeiten, nur Akademikerinnen und Akademiker, aber aus den unterschiedlichsten Studienrichtungen. Ich bin der einzige Komparatist. Wir haben zwei Germanistinnen, eine Kunsthistorikerin und eine Sprachwissenschaftlerin. Einmal war bei uns auch ein Volkswirtschaftler, aber das ist eher die Ausnahme. Es muss also nicht unbedingt ein bestimmtes Studium sein. Wichtig ist, die Erfahrung eines Studiums gemacht zu haben, weil man danach einfach viel an Basiskompetenz mitbringt. Im Studium muss man viel kommunizieren, viel selbständig arbeiten, egal, was man studiert. Das ist wichtiger als zum Beispiel eine germanistische Ausbildung.

Und wie wichtig sind Praktika? Werden Praktika vorausgesetzt?

Praktika wären an und für sich sehr wichtig, aber wir bekommen sehr wenige Bewerbungen von Leuten, die Praktika hinter sich haben, was auch daran liegt, dass in Tirol die Praktikumsmöglichkeiten gering sind. Allerdings hatten wir auch im Sommer ein Praktikum ausgeschrieben, bei dem sich niemand Geeigneter beworben hat. Ein Praktikum ist ein Bonus, aber kein Muss. Gewisse Berufserfahrungen finde ich immer wichtig, weil man da einfach die Grundsituation in einem Job kennenlernt. Das heißt: Pünktlichkeit, professionelles Auftreten und das Bestreben, seine Arbeiten zu erledigen. Diese Erfahrungen gemacht zu haben, hilft. Vieles lernt man ja an der Uni, aber nicht in der Intensität, wie das in einem Job notwendig ist.

Der Haymon Verlag ist ja mit der Buchhandlung verknüpft. Wie ist die Situation der Verlagslandschaft und der Buchhandelslandschaft in Innsbruck?

Die Situation unter den Tiroler Verlagen ist sehr entspannt. Ein ganz unmittelbares Konkurrenzverhältnis gibt es eigentlich zu keinem der Innsbrucker Verlage. Die größte Konkurrenz für unser Verlagshaus ist natürlich der Tyrolia-Verlag, da sie am ehesten in demselben Bereich aktiv sind wie wir. Wir haben bei uns im Hause den Löwenzahn Verlag, der ein reiner Sachbuchverlag ist, und auch im gleichen Feld aktiv ist wie Tyrolia. Aus diesem Grund stellen sie natürlich in gewisser Weise eine Konkurrenz dar, aber auf einer eher freundschaftlichen

Basis. Wir kennen die Kollegen von Tyrolia und wissen in etwa, was sie planen. Umgekehrt wissen sie in etwa, was wir planen. Wir schauen daher, dass wir uns gegenseitig nicht wehtun. Was die Buchhandlungen betrifft, bin ich der Meinung, dass es in Innsbruck ein überdurchschnittlich großes Angebot an guten Buchhandlungen gibt. Wenn man das mit Graz oder Salzburg vergleicht, dann hat Innsbruck doppelt so viele Buchhandlungen. Und erstaunlicherweise geht es denen auch, soweit ich das wahrnehme, relativ gut, weil sie alle ihre Marke sehr gut pflegen. Jede Buchhandlung steht für etwas anderes.

Ist es schwierig, Verlagswesen und Buchhandel zu kombinieren?

Eigentlich nicht. Unsere Buchhandlung war ja bis vor zwei Jahren nicht ausschließlich in Verlagsbesitz. Sie ist erst, nachdem wir die Anteile von Thomas Wiederin mit übernommen haben, noch einmal deutlich näher an den Verlag herangerückt. Und das hat für beide Seiten ausschließlich Vorteile. Für uns ist es erstens eine Möglichkeit, eine Buchhandlung zu haben, wo man alle unsere Bücher kaufen kann. Für viele Verlage ist es eine sehr große Hürde, den Büchern Präsenz im Buchhandel zu verschaffen. Das bezieht sich vor allem auf Bücher, nach denen nicht sehr häufig gefragt wird, wie das z.B. bei Gedichtbänden oder wissenschaftlicher Literatur der Fall ist. Gleichzeitig bekommen wir im Verlag aus der Buchhandlung sehr viele für uns hilfreiche Rückmeldungen, weil wir sehen, wie die Leute auf unsere Bücher reagieren beziehungsweise wie sie auf welche Bücher reagieren. Ich setze

mich mehrmals die Woche für eine halbe Stunde in die Buchhandlung und schaue einfach zu, wie die Leute nach Büchern suchen und was sie in die Hand nehmen. Daraus lernt man auch viel für die Verlagsarbeit, zum Beispiel in Bezug auf die Umschlaggestaltung. Auch hinsichtlich der Wahl des Buchtitels kann man dort sehr hilfreiche Rückschlüsse ziehen.

Wie wichtig ist die Gestaltung des Umschlages für den Verkauf des Buches?

Das ist je nach Art des Buches sehr unterschiedlich. Es gibt Bücher, bei denen der Umschlag eine relativ untergeordnete Rolle spielt, weil es Bücher sind, nach denen die Kunden gezielt suchen, zum Beispiel wissenschaftliche Literatur oder auch literarische Titel, die ein relativ kleines Publikum ansprechen. Das sind Bücher, nach denen die Leute gezielt suchen, da sie entweder auf der Suche nach einem bestimmten Autor sind oder weil sie durch Rezensionen auf diese Bücher aufmerksam geworden sind. Je stärker jedoch das Konkurrenzumfeld ist, in dem sich ein Buch bewegt, und je größer das Angebot an Büchern ist, aus dem der Kunde auswählen kann, desto wichtiger ist der Umschlag. In allem was tendenziell in Richtung Unterhaltung geht, wie beispielsweise Krimis oder Romane, aber auch allgemeine Sachbücher, Kochbücher oder Freizeitführer, ist der Umschlag oft der ausschlaggebende Punkt, warum sich der Kunde für das eine und nicht für das andere Buch entscheidet. Und gerade bei Krimilesern kann man oft beobachten, dass die Kunden in die Buchhandlung gehen

und auf der Suche nach einem neuen Krimi sind, ohne vorab genau zu wissen, wonach sie eigentlich suchen. Dann entscheidet der Kunde häufig nach Umschlag. Auch bei Büchern, die verschenkt werden, ist der Umschlag ein wichtiger Aspekt. Das Buch soll ja auch hübsch ausschauen.

Wie wichtig ist die Buchpreisbindung für das Überleben eines Verlages?

Schwierige Frage. Es lässt sich aber im Moment gut an einem Beispiel beantworten. Die Schweiz hat nämlich 2007 die Buchpreisbindung abgeschafft. Wir verfolgen die daraus entstehende Entwicklung relativ hautnah mit, weil wir regelmäßig Schweizer Literatur im Programm haben. Seit Abschaffung der Buchpreisbindung zerfällt vor allem die Buchhandelslandschaft in der Schweiz. Die kleinen niedergelassenen Buchhändler haben reihenweise zugesperrt. Die großen Ketten haben auch keinen ganz leichten Stand, aber tun sich leichter, da sie größere Macht am Markt haben. Und alles, was nicht in die Bestsellerkategorien fällt, verkauft sich deutlich schwächer als davor. Deutlich heißt in diesem Zusammenhang um 20-30% weniger. Dies führt auch dazu, dass viele kleine Buchhandlungen wie Verlage richtig große Probleme haben. Die Abschaffung der Buchpreisbindung würde längerfristig dazu führen, dass alles, wovon die Verlage unter 1000 Stück verkaufen und was jetzt zwischen 18 oder 20 Euro kostet, dann 50 Euro kostet. Diese Bücher wären nicht mehr für das breite Publikum greifbar und in Buchhandlungen auch nicht mehr präsent. Auf der anderen Seite wäre der Markt wahr-

scheinlich voll mit Bestsellern und Unterhaltungstiteln, bei denen sich die Händler im Preis gegenseitig unterbieten würden.

Die Abschaffung der Buchpreisbindung hätte also zur Folge, dass die ganzen kleinen Buchhandlungen nicht überleben würden.

Ich glaube, dass viele kleine Buchhandlungen und Verlage schwer leiden würden. Noch größer wäre das Problem für viele Autoren und Autorinnen. Ein Großteil gerade der Literatur von österreichischen Autoren verkauft sich hier nicht in Bestsellerdimensionen. Diese Autoren würden große Probleme haben, Verlage zu finden.

Wie wichtig ist allgemein die Mischkalkulation? Wie viele Bestseller sind nötig, um einen Gewinn zu erzielen?

In Österreich wird im Bereich der Literatur die Problematik ein wenig durch das Fördersystem aufgefangen. Es gibt vor allem bei den kleinen Verlagen viele, die nie Bestseller haben, aber durch Subventionen ganz gut über die Runden kommen. Bei einem Verlag unserer Größe brauchen wir nicht unbedingt echte Bestseller, aber unser Programm, das relativ umfangreich ist, ist so zusammengestellt, dass es einige Titel gibt, bei denen wir uns sicher sind, dass sie sich profitabel verkaufen. Wir haben nie Titel im Programm, bei denen wir uns denken, die verkaufen wir ohnehin nie, aber wir haben immer wieder Titel, auch wenn es relativ wenige sind, die sich nicht wirklich gut verkaufen. Es gibt natürlich

viele Titel, bei denen das Risiko relativ hoch ist. Es hängt unter anderem davon ab, ob es gelingt ein Buch ins Gespräch zu bringen oder ob das Buch positiv rezensiert wird. Dieses Risiko kann man abfedern, indem man auch regelmäßig Bücher im Programm hat, bei denen das Risiko geringer ist. Die Mischkalkulation betrifft also eher das Risiko der einzelnen Titel und weniger die ganz konkreten Verkaufsprognosen.

So lassen sich beispielsweise Lyrikbände, die sich nicht so gut verkaufen, durch andere Titel mitziehen.

Das ist ein Beispiel, wobei sich das, was wir in den letzten Jahren im Bereich der Lyrik publiziert haben, meist sehr gut verkauft hat. Aber das Risiko, das zum Beispiel durch einen Debütroman entsteht, den man mit ins Programm nimmt und bei dem man keine Ahnung hat, ob er wirklich gut funktioniert oder nicht, kann man abfedern, wenn man auf der anderen Seite etablierte Autoren und Autorinnen im Programm hat, bei denen man weiß, dass sie ihr Stammpublikum haben, oder Krimiserien, wo man weiß, das Vorgängerbuch ist gut gegangen, da wird vermutlich auch dieses Buch gut gehen.

Im Frühjahr 2013 findet in Innsbruck wieder die Aktion »Innsbruck liest« statt. Was halten Sie allgemein von diesem Projekt?

Ich finde es großartig. Natürlich ist es gegen die Logik der Verlagsarbeit, dass Bücher verschenkt werden, aber das Problem der Verlage ist ja nicht primär, ob Bücher verschenkt oder verkauft werden. Das größere

Problem ist, dass die Lesekultur, zwar nicht gerade in Gefahr, aber ausbaufähig ist. Alles, was die Menschen dazu bringt, sich mit Büchern und Texten zu beschäftigen, hilft den Buchhandlungen und den Verlagen. Es gibt stabile Käufergruppen, die regelmäßig Bücher kaufen und lesen, aber es gibt viele Leute, die höchstens zwei-, dreimal im Jahr ein Buch kaufen und lesen. Und diese Leute mit guten Büchern mehr zum Lesen zu motivieren, ist etwas, was uns als Verlag sehr hilft. Und das unterstützt »Innsbruck liest«.

Welche Themen glauben Sie sprechen alle Leute an und animieren auch »lesefaule« Menschen zum Lesen?

Ich glaube, ein entscheidender Punkt sind nicht die Themen, sondern die Art und Weise, wie sie vermittelt werden. Ich denke, es braucht für dieses eher buchferne Publikum Bücher, die literarisches Niveau haben, die es einem nicht ganz so leicht machen wie Trivialliteratur, aber die auch keine Verständnishürden oder sprachliche Hürden gegenüber dem Leser oder der Leserin aufbauen. Und meine Erfahrung ist, dass gerade für so ein Publikum Themen am interessantesten sind, bei denen man als Leser einen Anknüpfungspunkt ans eigene Erleben oder an die eigene Welt hat. Ich glaube nicht, dass es ausschließlich Krimis, Unterhaltungsromane und historische Romane sein müssen. Es müssen Themen sein, bei denen man das Gefühl hat, der erzählt aus meiner Welt heraus oder der erzählt etwas, was ich mit meiner Welt irgendwie in Verbindung bringen kann.

Es ist also wichtig, dass man sich mit dem Protagonisten oder der Protagonistin identifizieren kann.

Genau. Zumindest sollte eine Beziehung zu ihnen aufgebaut werden können. Ich glaube, dass viele Leser und Leserinnen sehr emotional mit Büchern umgehen und wenn man das Gefühl hat, der erzählt von einer Welt, die mich gar nicht interessiert oder die mir völlig fremd ist, dann entsteht diese emotionale Bindung viel schwerer.

Was bedeutet es sowohl für den Verlag als auch für den Buchhandel, wenn ein Autor aus dem eigenen Haus ausgewählt wird? Dies war bei Ihnen 2005 der Fall, als Sepp Malls Roman »Wundränder« ausgewählt wurde.

Es kommt darauf an, welcher Autor ausgewählt wird. In unserem Fall hat es dazu beigetragen, einen Autor, der dem literarischen Publikum zwar bekannt war, dem breiten Publikum in Nordtirol aber nicht in dem Ausmaß, bekannter zu machen. Ob das Projekt jetzt die anderen Bücher des Autors befördert hat oder nicht, kann ich mit Zahlen schwer nachweisen, aber die Wahrnehmung des Autors hat sich in jedem Fall verbessert. Das war mit Sepp Mall natürlich auch leichter möglich, da er ein Autor ist, der durch uns als Tiroler Verlag auch in Folge in Tirol eine gewisse Präsenz hatte. Ein Autor, der hier mit dem »Innsbruck liest«-Buch präsent ist, aber dann nie mehr, gerät beim regionalen Publikum schon bald wieder in Vergessenheit.

Gibt es eventuell auch Nachteile, wenn ein Autor aus dem eigenen Haus ausgewählt wird? Zum Beispiel in Bezug auf den erhöhten Arbeitsaufwand, den dies bedeuten kann?

Nachteile wüsste ich keine zu benennen. Natürlich bedeutet es viel Arbeit für den Verlag, aber es ist eine gute Arbeit, da sie dazu beiträgt, einen Autor ins Gespräch zu bringen. Für den Autor und uns hatte es nur positive Effekte.

Gibt es von Seiten des Verlages und des Buchhandels Wünsche, stärker in Veranstaltungen wie »Innsbruck liest« einbezogen zu werden?

Es wäre eher ein Wunsch der Verlage und der Buchhandlungen, dass mehr und regelmäßiger Literaturveranstaltungen wie diese stattfinden, dafür in kleinerem Stil. Es sollten vielmehr Veranstaltungen in Form von Lesungen oder Workshops sein, die z.B. auch im Herbst stattfinden, damit es sich nicht um einen Einmaleffekt im Jahr handelt. Veranstaltungen, Workshops oder irgendwelche anderen Aktionen in größerer Regelmäßigkeit anbieten zu können, würde der Arbeit der Verlage helfen.

Und wie würde die Zusammenarbeit zwischen Stadt und Verlag aussehen? Die Stadt fördert ja diese Veranstaltungen.

Wir arbeiten immer wieder mit der Stadt in Form der Stadtbücherei oder mit anderen Abteilungen der Stadt, z.B. dem Stadtarchiv, zusammen. Teilweise auch bei Buchprojek-

ten, teilweise bei Veranstaltungen. Dort ist die Arbeitsaufteilung in der Regel so, dass der Verlag sozusagen die Inhalte liefert, also das Buch und den Autor, und die Stadt Rahmenbedingungen, zum Beispiel Öffentlichkeitsarbeit macht oder für eine Veranstaltung den Raum zur Verfügung stellt, so dass man an das Publikum gelangt. Die Stadt und das Land haben großartige Kommunikationskanäle, mit denen sie die Leute erreichen können. Und diese Kanäle für Literatur zu nutzen, die die Verlage sozusagen beibringen, wäre für beide Seiten unkomplizierter und eine gute Kooperationsmöglichkeit.

Vielen Dank für das Gespräch.

Ort: Haymon Verlag, Innsbruck
Datum: 27. November 2012
Das Interview führte JESSICA VOGT.

In diesem Interview geht es um die Lehrveranstaltung »Literaturvermittlung« – du nimmst diesbezüglich ja eine Doppelrolle ein, nämlich zum einen als Buchhändler und zum anderen als Jurymitglied von »Innsbruck liest«. Ich möchte beginnen mit dem Thema »Buchhandel« und vielleicht mit dem Spagat – wenn es ein Spagat ist – zwischen ›Buch als Ware‹ und ›Buch als Kulturgut‹. ›Bücher verkaufen‹ ist ja vielleicht nicht unbedingt das Gleiche wie ›Bücher vermitteln‹. Siehst du da einen Widerspruch, ist das ein Nebeneinander, ist das ein Miteinander, ist das etwas Problematisches, ist das etwas Unproblematisches – wie siehst du das?

Grundsätzlich sehe ich keinen Widerspruch. Ich mache es mir jetzt ganz einfach und sage: Hinter jedem Buch steckt eine Form von Arbeit – sei es, dass es einen Autor oder eine Autorin gibt, der oder die das Buch hat schreiben müssen, sei es, dass es eine Druckerei gibt, die das Buch hat drucken müssen und einen Verlag, der das Buch verlegen muss – und letztendlich

gibt es dann Händler, die das Buch verkaufen. Also der Weg vom Autor oder der Autorin bis zum Leser oder zur Leserin ist ja gepflastert mit Arbeit, die in so ein Werk investiert wird. Und insofern Arbeit in einem Buch drinsteckt, ist es natürlich auch gerechtfertigt, von einer ›Ware‹ zu sprechen. Grundsätzlich kennt man natürlich die Kritik – aus der Kritischen Theorie oder auch aus anderen Richtungen – dass Kultur zur Ware wird. Wobei ich das nicht so dramatisch sehen möchte. Die Problematik an diesem Widerspruch ›Ware‹ und ›Kultur‹ ist ja die, dass die Gefahr besteht, dass der Kulturbegriff verwässert und ausgeweitet wird, sodass er eigentlich nichtssagend wird. Um es plakativ zu sagen: Natürlich sehe ich einen Unterschied zwischen einem Buch à la »Shades of Grey«, das sich millionenfach verkauft, und beispielsweise einem Buch von Gasdanow, »Das Phantom des Alexander Wolf«, das sich natürlich nicht so verkauft. Da sehe ich einen Unterschied. Wenn man in Buchhandlungen sieht, wie diese drei Bände »Shades of Grey« pyramidenartig aufgetürmt werden und suggeriert wird, dass das Kultur sei und es außer diesen Büchern nichts Lesenswertes mehr gebe – da sehe ich das Problem der Kulturindustrie.

Aber diesbezüglich triffst du ja – gemeinsam mit Thomas Wiederin und Sabine Oguzhan, ihr seid ja zu dritt in der Buchhandlung – durchaus Entscheidungen. Also bei euch gibt es nicht einen einzigen Band »Shades of Grey« auf Lager.

Bei uns gibt es keinen Band »Shades of Grey« auf Lager, nein.

Warum?

Naja, die Grundidee ist die, dass wir sagen, wir wollen ein bestimmtes Sortiment an Literatur haben. Das ist auch personell bedingt, das ist räumlich bedingt – man überlegt sich, mit welchem Sortiment man eine Buchhandlung bestückt. Klar war für uns, dass es ein literarisches Sortiment sein soll, dass es ein Kinder- und Jugendbuch-Sortiment sein soll sowie eine Auswahl an geisteswissenschaftlichem Sortiment. Und dann muss man innerhalb dieser Fülle an Literatur, die es gibt, auswählen. Und wir haben, behaupte ich jetzt, einen bestimmten literarischen Anspruch. Das heißt, es fallen Bücher wie »Shades of Grey«, aber auch andere Bücher natürlich, ›durch‹ und kommen nicht ins Sortiment. Das heißt nicht, dass man sie nicht bestellen kann. Bestellen kann man alles, aber es sind keine unserer Lagertitel. Wobei, weil ich zuvor »Das Phantom des Alexander Wolf« von Gasdanow erwähnt habe – man kann schon darauf hinweisen, dass wir dieses Buch sicher über 70 Mal verkauft haben, was für so einen Titel nicht schlecht ist. Also man sieht, man kann auch mit Autoren und Autorinnen, die unbekannt sind, sehr wohl – sag' ich jetzt einmal ganz banal – ein Geschäft machen.

Vielleicht kurz zu dir als Person. Du hast ja einen unüblichen Weg gewählt: Buchhändler ist ja eine Ausbildung, ein Lehrberuf, den man lernen kann – du hast studiert und bist erst nach deinem Studium in die Buchhändlererei gegangen. Wie wird man Buchhändler? Oder wie bist du Buchhändler geworden?

Stimmt, ich habe studiert, und nach dem Studium gab es halt das übliche Problem des Jobs. Also ich habe eigentlich fürs Lehramt studiert und hätte eine längere Wartezeit in Kauf nehmen müssen, um das Probejahr an der Schule absolvieren zu können. Und diese Wartezeit habe ich mit dem – das gab es damals noch – sogenannten »Akademikertraining« überbrückt. Das war sozusagen eine geförderte Arbeitsmaßnahme vom Arbeitsmarktservice. Die Buchhandlung »Parnass« hatte ich schon längere Zeit gekannt, ich war Kunde dort, und sie war mir immer sympathisch. Und ich habe auch einfach gern gelesen, es gab eine Beziehung zur Literatur – damals eher zum Fachbuch, zur politischen und philosophischen Literatur. Das ist mir immer irgendwie gelegen. Ich könnte aber nicht sagen, dass es immer schon mein Wunsch war, im Buchhandel zu arbeiten. Ich habe dann aber während der Zeit, als ich das Akademikertraining gemacht habe, gemerkt: »An die Schule will ich nicht, aber der Buchhandel würde mir liegen. Das könnte ich. Das wäre eine Arbeit, die mir Spaß bereitet.« Es war also aus der Erfahrung heraus, einmal nicht als Käufer sondern als Verkäufer in einer Buchhandlung zu sein, dass ich gemerkt habe: »Ja, das wäre etwas für mich.« Und so bin ich dann im Buchhandel geblieben. Wobei man dazusagen muss: Ich habe keine Ausbildung gemacht. Das ist inzwischen ein bisschen anders geregelt und man muss das nicht mehr unbedingt machen.

Empfindest du das als Nachteil, dass dir die Ausbildung fehlt?

Nein, das empfinde ich nicht als Nachteil. Was den theoretischen Teil der Ausbildung betrifft, sind mir die Sachen eigentlich aus dem Studium bekannt, also das soll nicht überheblich klingen, aber ich glaube, das müsste ich nicht noch einmal in einer Berufsschule lernen; und was den praktischen Teil – das Bestellwesen etc. – betrifft, das lernt man sozusagen im Laufe der Zeit ›mit‹. Das einzige Manko, das ich sehe, ist, dass man sozusagen keine buchhalterische Ausbildung hat. Und das ist, glaube ich, schon notwendig, wenn man sich selbstständig macht. Nicht, wenn man in einer großen Buchhandlung als Angestellter arbeitet, aber wenn man sich selbstständig macht, sollte man schon ein bestimmtes Grundwissen über Buchhaltung haben. Sonst kann man da relativ schnell in Schwierigkeiten kommen.

Aber da kann man wahrscheinlich auch Fortbildungen machen bzw. ist es ›Learning by Doing‹.

Ja, da kann man Fortbildungen machen; ich habe den Vorteil, mit Thomas Wiederin zusammenzuarbeiten, der das schon seit Jahren macht, und somit ist es bei mir ein ›Learning by Doing‹.

Was muss man können als Buchhändler? Wie würdest du das sehen?

Es gibt, glaube ich, mehrere Voraussetzungen, die man mitbringen sollte. Man muss kommunikationsfähig sein, man darf keine Scheu haben, mit Leuten zu reden. Und natürlich auch: Über Literatur zu reden. Das ist eine ganz wichtige Voraussetzung,

die immer unterschätzt wird. Und als Zweites natürlich braucht es das unbedingte Interesse an Literatur. Das heißt nicht, dass man 10 Bücher in der Woche lesen muss, aber man muss sich schlaue machen, indem man Rezensionen liest, Buchbesprechungen liest, oder Ähnliches mehr. Also ich denke, das sind die zwei Grundvoraussetzungen: Eine bestimmte Liebe zur Kommunikation und eine bestimmte Neugier, was die Literatur anbelangt. Ich will nicht ›Liebe‹ sagen, das klingt mir zu abgedroschen, aber man muss neugierig sein: »Was gibt es Neues an Literatur, welche neuen Bücher sind auf dem Markt?«. Also diese zwei Sachen sind die Grundvoraussetzungen.

Und die konkreten Dinge wie zum Beispiel bestimmte Computerkenntnisse kann man sich in der Praxis aneignen?

Ja, das ist dann ›Learning by Doing‹. Nur, wie gesagt: Wenn man sich selbstständig macht, dann sollte man vorher über Buchhaltung Bescheid wissen.

Ihr seid eine relativ kleine Buchhandlung. Wie kann man als kleine Buchhandlung überleben? Jetzt rein in einem ökonomischen Sinn?

Rein ökonomisch kann man nur überleben, indem man Umsatz macht, natürlich (*lacht*). Die Hauptposten sind immer Personalkosten und Miete, das sind die wichtigsten Sachen, die zu zahlen sind, und man muss relativ viel Umsatz machen, um das zu decken. Die Hauptfrage ist ja: Wie kann man neben großen Buchhandlungen bestehen? Es gibt,

wenn man sich die Buchhandlungslandschaft in Innsbruck anschaut, drei Buchhandlungen, die ein Vollsortiment bieten, und das sind »Morawa« in der Anichstraße, die »Tyrolia« mit mehreren Filialen, zwei in der Stadt, eine davon direkt im »Kaufhaus Tyrol«, und die »Thalia« in der Museumstraße. Das sind Buchhandlungen, die bieten ein Vollsortiment an, vom »GU Ratgeber« bis hin zum Bildband. So. Und dann gibt es mehrere kleinere Buchhandlungen, die natürlich spezialisiert sind. ›Spezialisiert‹ heißt zunächst einmal: Es ist keine Vollbuchhandlung. Wir haben zum Beispiel keine Reiseführer, oder auch keine Ratgeber-Literatur. Oder es gibt zum Beispiel die Buchhandlung »Phönix« am Marktgraben, die sich auf esoterische Literatur spezialisiert hat und einen Non-Book-Bereich dabei hat, der das ergänzt. Das ist eine Möglichkeit: Eine Spezialisierung und dadurch eine Abgrenzung gegenüber großen Buchhandlungen. Das ist der erste Punkt. Der zweite Punkt ist: Ein bestimmtes Sortiment auswählen. Es gibt ja den Begriff des »Sortimenters«, also jemand, der ein Sortiment zusammenstellt und selektiert. Und so verstehen wir auch unsere Aufgabe. Wir versuchen, im literarischen Bereich immer eine ›Backlist‹ in den Regalen zu haben, also Bücher, die einfach unbedingt immer da sein sollten, wie zum Beispiel Thomas Mann, Robert Musils »Mann ohne Eigenschaften« oder auch die Werkausgabe von Albert Drach. Und aus der Fülle an Neuerscheinungen – und das sind wirklich viele, wir reden hier von 250 Büchern, die im Schnitt pro Tag im deutschen Sprachraum erscheinen – wählen wir dann eben aus. Wir bekommen zweimal im Jahr sogenannte

›Verlagsvorschauen‹ – die werden von uns durchgearbeitet. Da gibt es zunächst schon einmal einen kleinen Selektionsprozess, das heißt, Segelboote und so Geschichten schauen wir uns nicht an. Der Rest wird aber durchgeschaut und so wird dann ein Programm zusammengestellt, das dann übers Jahr hinweg geliefert wird. Das ist die eine Möglichkeit. Die andere Möglichkeit ist, dass ich Rezensionen ansehe und Autoren oder Autorinnen entdecke, die mir entgangen sind oder für die es auch kein Prospekt gab. Zum Beispiel gibt es jetzt diese junge Autorin, Lisa Kränzler, die im »Verbrecher Verlag« einen Roman herausgebracht hat, der jetzt auf der Shortlist des Leipziger Buchpreises steht – das ist ein Buch, das uns entgangen ist, weil wir vom »Verbrecher Verlag« keine Vorschau bekommen. Da reagieren wir jetzt und ordern dieses Buch beim Verlag.

Sind die Online-Buchhändler eine starke Konkurrenz? Du überblickst den Buchhandel inzwischen doch seit vielen Jahren, du hast schon im Buchhandel gearbeitet, als es noch keine Online-Buchhändler wie »Amazon« gegeben hat – wie wirken sich diese Plattformen auf den Buchhandel im herkömmlichen Sinne aus?

Also ich habe ja, bevor ich mit Thomas und Sabine die Buchhandlung eröffnet habe, in einer Universitätsbuchhandlung gearbeitet, und da hat man die Konkurrenz vom Online-Buchhandel – sprich »Amazon« – schon gemerkt, auf alle Fälle. Und, ja, wir dürfen uns da nicht in die Tasche lügen, man merkt sie natürlich auch jetzt, also nicht nur im Fachbuchbereich in einer sogenannten

Universitätsbuchhandlung, sondern auch als normale Buchhandlung. Zweifelsohne merkt man das, alles andere wäre gelogen.

Welche Möglichkeiten gibt es, darauf zu reagieren?

Naja. Die erste Schwierigkeit ist die, dass es »Amazon« gelungen ist, Buchhandel, Internet und die Marke »Amazon« miteinander zu verknüpfen. Das heißt, aus der Praxis gesprochen, wir als normale Buchhandlung werden mit der Frage konfrontiert, ob man bei uns überhaupt online ein Buch bestellen kann. Und natürlich kann man das! Das kann man bei jeder Buchhandlung, ob das die »Studia«, die »Thalia«, die »Tyrolia«, der »Haymon« oder wir sind, »liber wiederin«, in jeder Buchhandlung kann man über die Homepage ein Buch bestellen. Man muss also nur eine andere Adresse eingeben als »Amazon«, und trotzdem wissen die Leute darüber nicht Bescheid und nützen dieses Angebot kaum. Merkwürdig. Aber das heißt, »Amazon« ist es gelungen, Online-Buchhandel so sehr mit sich zu verknüpfen. Ansonsten, denke ich mir, muss der Buchhandel einfach offensiver sein und aufzeigen, was er leistet. Also es ist ja nicht so, dass wir nur einfach Bücher verkaufen. Unsere Leistungen sind zunächst vergleichbar mit »Amazon«. Die Lieferzeit jeder Buchhandlung in Innsbruck ist schnell bzw. mitunter schneller als bei »Amazon«. Also in der Universitätsbuchhandlung »Studia« war die Situation sicherlich so, dass, wenn eine Bestellung vor 1 Uhr mittags bei uns war, der Kunde oder die Kundin das Buch am nächsten Tag um halb 9 oder 9 am Schreib-

tisch haben konnte. Das hätte »Amazon« nie geschafft über den normalen Postweg. Man muss aber auch sehen, was Buchhandlungen außerhalb dessen noch leisten: Sie sind nämlich schon Kulturvermittler in einer anderen Form als »Amazon«. Denn in guten Buchhandlungen – und die gibt es in Innsbruck – wird über Bücher geredet. Und wir machen Lesungen. »Amazon« mietet keinen Raiffeisensaal in Innsbruck an, um das neueste Buch von XY vorzustellen! Wir machen Lesungen bei freiem Eintritt, und danach gibt es noch Wein – also wir machen Kulturvermittlung auf eine andere Art. Und dann gibt es noch weitere Argumente, die der Buchhandel eigentlich einmal in konzertierter Form vorbringen müsste, nämlich zum Beispiel, dass regionale Buchhandlungen Steuern zahlen an die Kommune und ihren Beitrag für die Gesellschaft leisten, während »Amazon« keine Steuern zahlt! Über »Amazon« gibt es keine Wertschöpfung im Land. Das halte ich à la longue schon für ein großes Problem. Oder auch die Geschichte mit den Arbeitsbedingungen bei »Amazon«, die jetzt hinlänglich bekannt ist. Oder auch die neueste Geschichte über »Amazon« und »Kindle« – also wenn du einen »Kindle« kaufst und dann dein Konto bei »Amazon« schließen möchtest, geht dir deine gesamte Bibliothek verlustig! »Amazon« praktiziert das zwar – laut Selbstaussage – nicht, aber genau so steht es in den allgemeinen Geschäftsbedingungen drin!

Zwei Stichworte, die ich aufgreifen möchte: ›E-Book‹ und ›Lesungen‹. Vielleicht zuerst zum Thema ›Lesungen‹: Wie wichtig ist es für einen Buchhändler, nicht nur Bücher

zu verkaufen, sondern auch ein Rahmenprogramm anzubieten? Ist das etwas Zentrales oder eher nebensächlich? Wie wichtig ist das für kleine Buchhandlungen?

Das ist schon wichtig. Erstens gibt es dadurch natürlich eine Medienpräsenz – Lesungen werden angekündigt, und dadurch werden immer wieder neue Leute überhaupt auf die Buchhandlung aufmerksam. Und dann verstehen wir uns ja schon auch als Kulturvermittler. Wir haben ja viele Lesungen, die, vom rein ökonomischen Standpunkt aus betrachtet – wenn man also fragt: »Was macht man bei so einer Lesung unmittelbar für einen Umsatz?« – eine ›Miese‹ sind. Man arbeitet an solchen Abenden ja länger, ist meistens bis 10 in der Buchhandlung, man investiert in Getränke und so weiter und so fort. Aber indirekt hat es natürlich schon einen Nutzen, weil es sozusagen eine bestimmte Art von Werbung ist und dadurch eine Präsenz in der Stadt und im Kulturmilieu vorhanden ist. Und das ist natürlich wichtig, für eine große ebenso wie für eine kleine Buchhandlung.

Und dasselbe gilt wahrscheinlich für die Büchertische, die ihr bei Veranstaltungen außerhalb der eigenen Buchhandlung macht?

Ja. Da gibt es schon ökonomische Interessen, das darf man nicht unter den Tisch fallen lassen, also ich will uns da keinen Heiligenschein aufsetzen und sagen »Wir machen das nur aus Liebe zum Buch« oder so – natürlich gibt es ein ökonomisches Interesse; wenn wir einen Büchertisch machen, wollen wir

auch was verkaufen. Aber es zeigt eben auch Präsenz. Es zeigt, dass der Buchhändler aktiv ist und etwas tut. Du gehst dabei über die Grenzen deines Ladens hinaus und bist einmal in der Arbeiterkammer, und einmal da und einmal dort. Das macht schon Sinn. Die Leute bekommen mit, wenn jemand referiert: »Aha, es gibt auch Literatur zu dem, worüber da referiert wird.«

Wie ist es bei Schulbuchaktionen, seid ihr da mit dabei?

Nein, da sind wir nicht dabei.

Und aus welchem Grund?

Das ist sehr arbeitsaufwendig, der Markt ist relativ fix aufgeteilt, es gibt eine schlechte Rabattierung – das zahlt sich nur aus, wenn du wirklich groß in diesen Markt hineinkommst.

Zum zweiten Stichwort: ›E-Book‹. Wie siehst du das Verhältnis zwischen E-Book und den herkömmlichen Büchern als Drucksorte – ist das E-Book für euch eine Konkurrenz? Und gibt es eventuell Möglichkeiten, mit dem E-Book auch als kleiner Buchhändler in irgendeiner Form zu arbeiten?

Ja, die gibt es, aber wir haben uns dazu entschlossen, das im Moment einmal nicht anzugehen. Wir wollen das nicht machen, weil wir immer noch auf das Buch als solches setzen. Das E-Book ist sicherlich eine Konkurrenz für den Buchmarkt, aber nicht in einem Ausmaß, das

jetzt für das Buch bedrohlich wäre. Der Marktanteil der E-Books im deutschen Sprachraum liegt, wenn ich die Zahl richtig im Kopf habe, bei ungefähr 5%.

In den Vereinigten Staaten liegt er aber schon bei über 20%, soweit ich weiß.

Ja, in den Vereinigten Staaten liegt er wohl über 20%, man muss schauen, wie sich das weiterentwickelt. Ich glaube nicht, dass die Leute ausschließlich aufs E-Book umsteigen und gar keine Bücher mehr kaufen werden. Und man muss natürlich auch sehen: Es gibt schon Vorteile, die das E-Book bietet. Gerade zum Beispiel, was das Einkaufen fremdsprachiger Literatur anbelangt oder Ähnliches mehr – da ist man mit dem E-Book sicher gut unterwegs.

Eine sinnvolle Möglichkeit zur Einsetzung von E-Books würde ich auch im Schulbuch-Bereich sehen. Denn Kinder brauchen ja jedes Jahr neue Schulbücher, und wenn ich sehe, was mein Sohn an Büchern herumschleppt und jedes Jahr an neuen Büchern herumschleppt, würde ich mir hier eine Erleichterung – im wahrsten Sinne des Wortes – wünschen. Die Frage ist, ob das durchführbar ist?

Das ist mit Sicherheit durchführbar und ich glaube – befürchte – dass im ganzen Lehrbereich kein Stein auf dem anderen bleiben wird. Ich glaube, da wird es ganz massive Umwälzungen geben. Und da kann ich mir gut vorstellen, dass viele Lehrbücher ganz einfach verschwinden und nur mehr auf E-Book-Basis erhältlich sein werden.

Du sagst »befürchte ich« – wovor fürchtest du dich?

Nein, ich fürchte mich davor nicht, weil das im Prinzip nicht unser Sortiment ist. Aber das heißt natürlich auch, dass der Buchhandel insgesamt noch mehr unter Druck kommt. Der gesamte Fachbuchbereich – das trifft nicht nur die Schulen, das trifft die Universitäten genauso. Es werden ja mittlerweile von den Universitätsbibliotheken E-Books von bestimmten Verlagen wie zum Beispiel dem »VS Verlag«, dem »Springer Verlag« oder dem »Thieme Verlag« angekauft und die Zugriffe sind enorm. Das heißt, das Lehrbuch spielt lange nicht mehr die Rolle, die es früher gespielt hat.

Vielleicht noch eine ganz konkrete Frage, damit man sich die Art und Weise, wie der Buchhandel arbeitet, gut vorstellen kann: Beschreib doch einmal kurz den Weg, den ein Buch vom Verlag bis ins Geschäft zurücklegt. Das können ja unterschiedliche Wege sein, nehme ich an – wie kommt ihr zu den Büchern?

Also, grob skizziert: Wir werden von unterschiedlichen Lieferanten beliefert. Es gibt sogenannte »Verlagssortimenter«, das sind Auslieferungen, die gehen mit dem Verlag einen Vertrag ein und verpflichten sich dazu, das Programm dieses Verlags zu führen. Dann gibt es sogenannte »Barsortimenter« – davon gibt es nicht sehr viele, »Koch Neff« und »Libri« sind die zwei größten Barsortimenter in Deutschland, in Österreich gibt es, soweit ich weiß, keine. Barsortimenter suchen sozusagen aus den Verlagsprogram-

men ihr Programm selbst zusammen; oder man kann auch als Verlag zum Barsortimenter hingehen und sagen: »Wollt ihr unser Buch in euer Sortiment aufnehmen?« Das kostet natürlich immer alles etwas. Der Vorteil der Barsortimenter ist, dass sie sehr gut organisiert sind. Sie haben ein relativ umfangreiches Lager und sehr, sehr gute Lieferzeiten. Das heißt, wenn ein Buch bis circa mittags bestellt wird, wird es zwischen 5 und 7 Uhr in der Früh des nächsten Tages angeliefert. Das ist ein Lieferservice, wie ihn vielleicht noch Apotheken und ein paar wenige andere Betriebe haben. Sonst gibt es das in der Form eigentlich nicht.

Das heißt, die Verlagssortimenter und die Barsortimenter nehmen den Verlagen selbst die Lagerkosten ab und bekommen dafür von den Verlagen eine Kostenrückerstattung. Das ist also eine Zentralisierung des Zwischenhandels, kann man das so sagen?

Ja. Der größte Teil der Bücher, die wir ordern, kommt entweder aus dem Verlagssortiment oder aus dem Barsortiment. Tendenziell eher aus dem Verlagssortiment, ganz einfach deshalb, weil die Rabattierung im Verlagssortiment besser ist als im Barsortiment. Man kann aber auch über den Verlagsvertreter selbst bestellen. Das hat dann rein ökonomische Gründe, insofern, als dass man, wenn kein Abschluss vorhanden ist, eine bessere Rabattierung und vor allem ein längeres Zahlungsziel bekommt. Das heißt, einfach gesagt: Wenn der Kunde das Buch am übernächsten Tag holt, dann hat er das Buch bezahlt, ich muss es aber erst in 60 Tagen bezahlen.

Der Nachteil ist wahrscheinlich, dass es nicht so schnell geht?

Inzwischen nicht mehr. Es gibt bestimmte Vertreter, da schick ich die Bestellung am Vormittag hin und das Buch ist am nächsten Tag da. Ich muss es halt in der Früh machen. Ansonsten verzögert es sich um einen Tag. Es ist also kein großer Unterschied mehr. Daher hat das schon große Vorteile. Und dann gibt es noch ganz wenige Ausnahmen, wo man beim Verlag direkt bestellen muss, weil die keine Auslieferung haben. Aber die werden dann oft, das muss man dazu sagen, über diese »KNO-Bücherwagenschiene«, das ist meines Erachtens nach ein toller Lieferservice, mitgeschickt.

Warum bestellt ihr nicht mehr über die Vertreter, wenn es so große Vorteile hat? Du hast ja gesagt, das meiste macht ihr über Verlagssortimenter oder Barsortimenter.

Nein, das kann man nicht so sagen. Übers Barsortiment bestellen wir relativ viel für Kunden und Kundinnen, die die Bücher schnell brauchen. Man kann ja online abfragen, ob es in Stuttgart lagernd ist, und dann kann ich sagen: »Ja, morgen wird es da sein, außer der LKW hat einen Unfall.« Ansonsten wird der größte Teil übers Verlagssortiment oder über die Vertreter bestellt. Direkt übers Verlagssortiment bestelle ich, wenn ich einen Abschluss habe. Also wenn ich zum Beispiel bei »Suhrkamp Taschenbuch« einen Abschluss habe, brauche ich nicht mehr über den Vertreter zu bestellen, weil das schon hinterlegt ist.

Verfolgst du die Debatten zum Urheberrecht, oder ist das etwas, das dich allenfalls als Privatperson, aber nicht als Buchhändler interessiert?

Nein, das interessiert mich als Buchhändler schon auch. Die Urheberrechtsfrage ist meiner Ansicht nach eine sehr komplexe Frage, und ich kenne mich damit nicht so genau aus. Nur, und da sind wir wieder beim Ausgangspunkt: Wenn in jedem Buch Arbeit steckt – und es steckt hinter jedem Buch Arbeit – dann muss das natürlich irgendwie bezahlt werden. Da muss es einen Gegenwert für die Arbeit geben. Und zwar für alle, die daran beteiligt sind. Und deswegen finde ich zum Beispiel Aktionen wie »Google Books« oder Ähnliches äußerst problematisch. Wobei »Google Books« ja noch einmal eine Sondergeschichte ist, weil das ja nicht komplette Bücher sind, sondern immer nur Stückwerk, das geliefert wird, aber es ist sozusagen der erste Schritt, um einen Zugang zu Literatur zu verschaffen, ohne dass es dafür Geld gibt. Aber sobald »Google Books« dafür ein Monopol hat, wird da natürlich fest abkassiert werden. Also wir befinden uns da wie bei »Amazon« in einer Übergangsphase, wo die Monopolisierung bzw. die Marktposition noch nicht so groß ist, dass man dafür Geld verlangen kann, aber irgendwann dreht es sich dann um und dann wird da natürlich auch abkassiert werden. Das ist ja logisch. Es gibt ja genügend Branchen, wo man diese Monopolisierungen studieren kann.

Und wie wichtig ist die Buchpreisbindung aus deiner Sicht?

Die Buchpreisbindung ist sehr wichtig. Das unterschätzt man. Ich erinnere mich an einen Artikel über die Situation in Schweden nach der Aufhebung der Buchpreisbindung. Und weil man immer sagt »Der Markt regelt alles«: Der Markt hat das insofern geregelt, als dass die Bestseller, also ein ziemlich schmales Sortiment an Büchern, günstiger geworden sind, der Rest aber massiv teurer. Und vor allem im Fachbuchbereich.

Was noch mehr dazu führt, dass die Bestseller gekauft werden und keine anderen Bücher.

Das auch, ja. Es ist auch die Buchproduktion zurückgegangen. Das kann man jetzt bejubeln oder nicht – nur glaube ich, dass es dann bestimmte Verlage nicht mehr geben wird, die sich jetzt noch um wertvolle Literatur bemühen. Und man muss schon auch sehen, dass sich bestimmte Autoren und Autorinnen im Weihnachtsgeschäft eben nicht 300 Mal verkaufen, sondern vielleicht nur 10 Mal, und sich aber nur deswegen 10 Mal verkaufen können, weil der Verlag noch ein Interesse daran hat, diese Autorinnen und Autoren herauszubringen und sich das nur leisten kann, weil er auf der anderen Seite Bestseller hat. Wenn ich da jetzt die Buchpreisbindung aufhebe und aus den Bestsellern plötzlich kein Geschäft mehr zu machen ist, dann gibt es diese so genannte ›Querfinanzierung‹ auch nicht mehr. Da wird dann ziemlich viel ausgedünnt werden. In Schweden konnte man das beobachten – da wird jetzt interessanterweise sogar diskutiert, die Buchpreisbindung wieder einzuführen. Und

nur zur Ergänzung: Buchpreisbindung gibt es ja nur für die deutschsprachigen Titel.

Was mir auffällt, wenn ich in große Buchhandlungen gehe, ist, dass da immer mehr Sachen verkauft werden, die keine Bücher sind. Kerzen, Kalender, Geschenkpapier, Seifen, Steine, und so weiter und so fort – wie siehst du diese Entwicklung? Ist es für den Buchhandel zunehmend notwendig, mehrere Standbeine zu haben, oder betrachtest du das als Schickimicki?

Nein, das ist kein Schickimicki, das wird aus einer Notwendigkeit heraus gemacht. Wenn man so große Buchhandlungen ansieht wie »Tyrolia« und »Thalia« – die sind ja sehr personalintensiv, das kostet ja alles sehr viel Geld – die Mieten, das Personal. Wenn das übers Buch nicht herein gespielt wird, dann muss man halt schauen, es anders herein zu spielen. Und so hat sich eben dieser ganze Non-Book-Bereich etabliert – angefangen bei Wohlfühl-Steinen bis hin zu den Kerzen, du hast es ja schon gesagt. Man versucht sozusagen, zusätzlich ein Geschäft zu machen. Es ist zum Beispiel auch interessant, dass »Koch, Neff & Oetinger«, dieser große Barsortimenter, von dem ich vorher gesprochen habe, eigene Non-Book-Kataloge hat. Da kannst du auch schon Kräutersalz kaufen, Weine, Balsamico-Essig, Taschen etc. In der Logik dieser großen Ketten mag es auch den Vorteil haben, dass man Leute, die eigentlich nur Steine kaufen, auch dazu bringt, ein Buch zu kaufen. Die Idee ist: Je mehr unterschiedliche Produkte ich anbiete, desto größer ist die Wahrscheinlichkeit, dass Leute mit unterschiedlichen Interessen

in den Laden kommen und vielleicht dann eben auch noch etwas anderes mitnehmen. Früher haben die Leute Bücher gekauft und vielleicht noch eine Geburtstagskarte mitgenommen, heute kaufen sie eine Kerze und denken sich: »Ja, jetzt nehmen wir ein Taschenbüchlein auch noch mit« – den dritten Band von »Shades of Grey«, zum Beispiel.

Und bei euch bekomme ich weder »Shades of Grey« noch eine Kerze ... (*Lacht*)

Nein. Aber nachdem wir ständig gefragt worden sind, wo unsere schönen Tische herkommen, kannst du jetzt bei uns einen Tisch kaufen.

(*Lacht*) Aber nicht gleich mitnehmen?

Doch, den kannst du auch gleich mitnehmen, wenn wir ihn lagernd haben. Ein Auto empfiehlt sich dabei halt – ist ein bisschen schwer.

Ihr habt den auf Lager? Gut zu wissen.

Kostet dann ein bisschen mehr als ein Kerzlerl.

Was mich noch sehr interessieren würde ist das Verhältnis zwischen verkauften Büchern ab Lager und bestellten Büchern. Und auch: Wie werden Bücher bestellt? Läuft das viel über die Homepage, über Telefon, über E-Mail, oder über Laufkundschaft, die hereinkommt und ein Buch bestellt? Wahrscheinlich hast du dazu keine Zahlen, aber gefühlt?

Gefühlt ist es so, dass man sicher mehr ab Lager verkauft als über Bestellungen. Im Moment ist unser Abholfach, schätze ich einmal, 2,5 Meter lang. Das ist eine günstige Situation, wenn mehr vom Lager verkauft wird als bestellt wird. Kundinnen und Kunden melden sich eigentlich, indem sie vorbeischaun. Wir haben natürlich schon eine Homepage, über die man Bücher bestellen kann. Diese Homepages schauen ja im Grunde genommen alle gleich aus: Es gibt dort eine Suchmöglichkeit, und die Datenbank, auf die man da zugreift, ist fast immer die Datenbank eines großen Barsortimenters, entweder »KNO« oder »Libri«. Als Kunde und Kundin kann man sich auch über die Homepage die Titel anzeigen lassen, die wirklich in der Buchhandlung lagernd sind. Das heißt, du kannst im Prinzip über die Homepage bestellen. Aber das wird noch nicht so sehr genutzt.

Kann man bei euch auch fremdsprachige Literatur bestellen?

Das hängt ganz vom Buch ab. Wenn der Barsortimenter es auf Lager hat – denn die haben schon auch spanische, französische, italienische, englische Titel lagernd – dann kann ich dem Kunden oder der Kundin sagen: »Es ist am nächsten oder übernächsten Tag da«. Bei allen anderen Fällen bin ich vorsichtig. Wenn der Barsortimenter das Buch lagernd hat, kann ich dem Kunden oder der Kundin auch sofort sagen, was es kostet; das ist ja eine ganze wichtige Frage, weil fremdsprachige Titel eben nicht der Buchpreisbindung unterliegen, sondern frei kalkuliert werden, und meine Kalku-

lation immer davon abhängt, was mir der Sortimenter an Rabatt gewährt. Also: Hat der Barsortimenter das Buch lagernd, ist es ok, hat er es nicht lagernd, ist es tatsächlich ein Problem. Da gibt es dann extrem lange Lieferzeiten – bei englischen Titeln geht zum Beispiel nichts unter 10 Tagen, und dabei geht es im englischsprachigen Bereich noch gut. Spanisch geht auch noch gut, Französisch wird schon schwieriger und Italien ist die absolute Katastrophe.

Vielleicht kommen wir noch kurz zu »Innsbruck liest« – du warst dieses Jahr ja Teil der Jury. Ganz allgemein: Wie siehst du diese Aktion? Und was könnte aus deiner Sicht noch besser gemacht, noch verändert werden?

Grundsätzlich finde ich die Aktion gut. Der Gratis-Gedanke bei der Literatur bzw. bei der Kultur widerstrebt mir zwar immer ein bisschen, aber in diesem Fall ist das Buch ja nicht gratis in dem Sinne, dass der Autor oder die Autorin nicht für seine oder ihre Arbeit entlohnt wird, sondern gratis ist es ja nur für die Leser und Leserinnen. Die Aktion ist insofern eine gute Idee, weil durch sie Leute im besten Fall ein Buch lesen und bemerken, dass Lesen etwas sein kann, das einen weiterbringt, das einen mit etwas Neuem konfrontiert oder das auch einfach nur gute Unterhaltung sein kann. Ich würde mir aber wünschen, dass die Verteilung anders funktioniert. Die Grundidee ist ja, eine Verbindung zwischen einer Leserin oder einem Leser und einem Buch herzustellen. Wenn das Buch aber auf einem Recyclinghof verteilt wird, macht das keinen

Sinn. Ich finde, die Bücher sollten in Kulturinstitutionen wie zum Beispiel Museen, Galerien und Ähnlichem verteilt werden, damit die Menschen in dieses Kulturmilieu hineingezogen werden – das wäre für mich der Grundgedanke hinter der Aktion.

Aber im Recyclinghof bringe ich vielleicht Menschen zu einem Buch, die nie eine Kulturinstitution betreten.

Ich muss es natürlich bewerben. Und ich sage ja nicht, dass am Recyclinghof gar keine Bücher aufliegen sollten. Es ist eine Frage der Verteilung.

Wie beurteilst du die Auswahlkriterien bei »Innsbruck liest«? Es gibt ja andere Aktionen auch, wie zum Beispiel in Wien »Eine STADT. Ein BUCH« – dort wird zum Beispiel meist ein sehr bekannter Autor oder eine sehr bekannte Autorin genommen und die Texte sind nicht unbedingt Neuerscheinungen. Bei »Innsbruck liest« hingegen sollte es ja ein Debütroman sein oder ein Roman, der nicht älter als 2 oder 3 Jahre ist. Da steckt also so etwas wie ein Fördergedanke dahinter – nicht nur das Lesen, sondern auch die Literatur zu fördern.

Das Modell von »Innsbruck liest« ist mir sympathischer. Ich lese als Buchhändler zum Beispiel auch nicht unbedingt den neuen Wolf Haas – nicht aus Prinzip, aber ich muss ihn nicht lesen, weil er sich quasi von selbst verkauft. Es gibt ganz wenige, die fragen: »Na, wie hast du den neuen Haas gefunden?«, und wenn ich dann sage: »Habe ich nicht gelesen«, stört es nicht weiter,

weil das Buch trotzdem gekauft wird. Ich konzentriere mich also auch eher auf die Literatur, die nicht so bekannt ist, um zu den Büchern etwas sagen zu können. Insofern ist es natürlich auch für eine Aktion wie »Innsbruck liest« interessanter, Autorinnen und Autoren zu suchen und zu finden, die nicht Llosa heißen oder Haas oder Glattauer. Bücher, die ohnehin schon Bestseller sind, muss man nicht auch noch gratis verteilen. Insofern ist mir der Grundgedanke des Förderns und die Idee, auf etwas Neues aufmerksam zu machen, sehr sympathisch und sollte so beibehalten werden.

Wie hast du die Arbeit in der Jury erlebt?

Spannend. Zunächst musste ja jedes Jurymitglied selbst 5 Bücher auswählen, was schon ziemlich schwierig ist. Wenn man solche Überlegungen wie den Fördergedanken oder das Aufmerksam-Machen auf unbekannte Autorinnen und Autoren ernst nimmt, ist es sehr schwierig, aus der Fülle an Büchern 5 auszuwählen. Die Arbeit in der Jury selbst war auch sehr spannend. Zunächst hatte ich etwas Schwierigkeiten, weil ich die Zusammenarbeit zu Beginn als eine Art Wettbewerb empfunden habe, im Sinne von: Wer hat das bessere Argument? Wer bringt sein Pferd im Rennen durch? Aber wenn man einmal begriffen hat, dass es um Literatur geht und dass auch die anderen Jurymitglieder gute Literatur angeboten haben und dass es sinnvoll ist, darüber zu sprechen, dann geht es besser und ich habe es schließlich als eine sehr anregende Diskussion empfunden. Und bin jetzt gar nicht so traurig, dass keine meiner Autorinnen das

Rennen gemacht hat. Ich glaube, wir haben eine gute Wahl getroffen und bin zufrieden damit. Es war spannend, zu beobachten: Wie wird über Literatur gesprochen? Welche Kriterien gibt es bei der Bewertung von Literatur? Man fragt sich ja selbst oft: Was ist eigentlich das Gute an Literatur? Ist es die Sprache? Ist es eine besonders spannende, aufregende Geschichte? Oder ist es ein gesellschaftspolitisches Problem, das gut recherchiert und dargestellt wird? Also: Was macht gute Literatur aus? Das ist ja nicht so einfach zu beantworten. Und ich glaube, dass es, wenn überhaupt, nur in solchen Diskussionsprozessen zu beantworten ist.

Ich finde das auch sehr spannend. Wir haben ja beide einen Beruf, in dem es ständig implizit um eine Auswahl geht. Wenn ich eine Lehrveranstaltung vorbereite, muss ich Texte auswählen und trage damit zu einem Kanonisierungsprozess bei. Und wenn du bei einem Vertreter Bücher bestellst und 99% weglassen musst angesichts der Zahl an Neuerscheinungen, trägst du auch zu einem Kanonisierungsprozess bei. Wir machen uns aber wahrscheinlich beide selten bewusst, welche Argumente bei der Auswahl der Bücher eine Rolle spielen. Aus diesem Grund fand ich die Juryarbeit so spannend: Das war eine der seltenen Gelegenheiten, bei denen ich das, was ich ständig mache – nämlich eine Auswahl aus bestimmten Texten treffen – versucht habe, zu reflektieren und zu beobachten.

Es gibt ja so viele Schwierigkeiten bei der Auswahl guter Literatur. Das neueste

Buch von Eva Menasse, »Quasikristalle«, habe ich zum Beispiel auf die Seite gelegt. Und warum? Weil der erste Teil die Geschichte von drei Mädchen schildert – und das ist so eine richtige ›Görengeschichte‹. Und ich mag diese ›Görengeschichten‹ nicht. Dabei tue ich dem Buch aber, das weiß ich, unrecht, weil es ein super Buch ist! Das ist ein rein subjektiver Zugang – ich kann es nicht lesen. Auch bei dem Buch, das nun schließlich für »Innsbruck liest« ausgewählt wurde, ging es mir am Anfang ähnlich. Diese Frauenfigur, die ständig nachgibt – ich dachte mir immer: »Was hält dich denn bei diesem dummen Mann und warum gibst du ständig nach und fährst nach Italien anstatt auf deine Karriere zu schauen?« Diese Figur war mir unsympathisch, aber das sind subjektive Kriterien, die man zurückstellen muss, weil man der Literatur sonst nicht gerecht wird. Zu viel von seinen eigenen Vorstellungen etc. in den Text hinein zu projizieren führt nicht zu einem guten Urteil über Literatur. Das ist ein Lernprozess, und deshalb fand ich es auch so spannend, in der Jury über die Bücher zu diskutieren.

Vielen Dank für das Interview.

Gerne geschehen. Danke für die Einladung zu diesem Gespräch – und zum Kaffee. *(Beide lachen)*

Ort: Universität Innsbruck

Datum: 25. Februar 2013

Das Interview führte MARTIN SEXL.

Zunächst möchte ich Näheres über deine Person erfahren: Wie kamst du auf die Idee, Autor zu werden?

Ich habe in Innsbruck Romanistik und Germanistik studiert, war anfangs ein mäßiger Studierender und habe dann in der Diplomarbeits-Phase immer mehr zur Literatur gefunden. Ich habe mit Selbstinitiativen begonnen, damals erst im Freundeskreis, dann habe ich an einer Literaturzeitschrift mitgearbeitet und diverse Veranstaltungen zu diversen Anlässen organisiert. Das geschah noch während des Studiums.

Gingen deine Projekte in Innsbruck los?

Ja, genau. Ich habe mich 1994 in Innsbruck inskribiert und 2001 meine Diplomarbeit geschrieben. So um 2000 habe ich die ersten Texte für diverse Studierenden-Zeitschriften geschrieben. In der Zeitung der »Autonomen Liste Fachschaft« stand 1999 mein erster Text drinnen.

Und warum hast du dich dafür enga-

giert, warum hast du das gemacht?

Der konkrete Anlass für mich, erstmals literarisch zu schreiben, war ein Seminar bei Elfriede Pöder, die uns dazu aufgefordert hatte, eine Art Tagebuch zu den Lehrveranstaltungen zu verfassen. Dieses Tagebuch hat mir dann Spaß gemacht und ist eigentlich in eine literarische Richtung gegangen. Das nächste waren dann Reisetagebücher, die ich in WG- und Freundeskreisen vorgetragen habe, und dann habe ich gemerkt, dass meine Freunde Spaß daran haben – und mir machte es auch Spaß. Also habe ich mich dazu entschlossen, einfach mal zu schreiben. Meine Diplomarbeit habe ich über Popliteratur geschrieben, über neue, junge Autoren und Autorinnen, wie sie sich präsentieren und was sie anders machen in der Literatur. Ich war damals sehr in der Materie drinnen und habe mich viel damit beschäftigt, wie man Literatur anders auffassen könnte. Ich habe das Ganze aber noch immer nicht wirklich ernst genommen. Ich habe erstmal fertig studiert und danach direkt ein Praktikum für »Deutsch als Fremdsprache« an der Universität in Tunis gemacht. Danach war ich dann ausgebildeter »Deutsch als Fremdsprache«-Lehrer und war motiviert, damit anzufangen und mit hochtrabenden didaktischen Mitteln zu arbeiten. Dann bemerkte ich aber, dass die Schüler und Schülerinnen klassischen Frontalunterricht haben wollten, und das wollte ich nicht. Letztendlich habe ich meine Lehrveranstaltung »leergespielt« und habe mich wieder auf das Schreiben konzentriert. In einem Land, weit weg von Zuhause, hat man ja viel zu erleben, habe ich mir gedacht,

und so kam die Idee, eine Art Internetroman zu schreiben. Heute ist das nichts Besonderes mehr, aber damals, 2002, war es noch eine Homepage, vor Web 2.0. Das war der richtige Anfang für mich. Dieser Internetroman ist 2004 auch in abgeänderter Form als Buch herausgekommen. In der Zwischenzeit bin ich dann zurückgekommen und habe da weitergemacht, wo ich begonnen habe.

Bist du nach Innsbruck zurückgekommen?

Ich bin nach Innsbruck zurückgekommen – ich bin erst seit 2004 in Wien. In der Zwischenzeit war ich an der Leopold-Franzens-Universität Projektassistent und habe im Oktober 2002 mit dem Poetry Slam begonnen. Das hatte ich in Deutschland ein Jahr zuvor gesehen, und da habe mir gedacht, sowas möchte ich eigentlich gerne machen – seitdem mache ich das zehn Mal im Jahr. Einmal monatlich, immer am letzten Freitag im Monat. Ebenfalls vor zehn Jahren haben wir mit Robert Renk begonnen, das Prosafestival zu veranstalten. Das ist eine dreitägige Literaturveranstaltung im Frühjahr. Es kommen deutschsprachige Autoren und Autorinnen aus Deutschland, Österreich, Schweiz, Italien und Luxemburg. Circa zwölf Autoren und Autorinnen werden in den drei Tagen vorgestellt, also drei, vier an einem Abend, und auch immer eine oder einer von »Innsbruck liest«. Das waren vor zehn Jahren die ersten Initiativen. Das sind die unterschiedlichen Ebenen meiner Arbeit: Beim Slam als Moderator, beim »Bierstindl Prosafestival« – so hat es ja vorher geheißen, jetzt heißt es »Prosafestival Innsbruck« – als Kurator und Moderator.

Zwischendurch warst du auch als Autor tätig und hast Bücher geschrieben, wenn ich mich nicht irre ...

Stimmt. Das erste erschien im Frühjahr 2003, Kurzgeschichten eben, »Pumpernickel« hat das Ganze geheißen, beim Skarabæus Verlag, und das waren eigentlich die Geschichten im Vorfeld, die ich nicht ganz so ernst genommen habe, die zu den verschiedensten Anlässen entstanden sind. Zum Beispiel gibt es einen Text im Buch über den Tag des Apfels oder eine Vollmondgeschichte. Meine Freunde und ich haben den Tag des Apfels sehr lustig gefunden und zum Thema »Apfel« etwas geschrieben und letztendlich präsentiert. Ein ganz wichtiger Punkt in meiner Autorenschaft war auch noch das Freie Radio Innsbruck, das »Radio Freirad«. Dort habe ich am Anfang auch mitgearbeitet und habe das Programm »Betthupferl für Erwachsene« gemacht. Das war immer eine Kurzgeschichte von zehn vor zehn bis zehn am Abend. Eine Fortsetzungsgeschichte für Erwachsene eben, weil es immer eine schaurige Geschichte war, in der es immer blutig zugeht. Das ist dann auch im Buch erschienen.

Du hast erwähnt, dass du das Ganze am Anfang gar nicht ernst genommen hast. Seit wann ist das jetzt ernst? Seit wann lebst du von deiner Kunst?

Seit genau fünf Jahren. Bis 2007 habe ich für das Forschungsprojekt an der Uni gearbeitet. Das war über Zeitschriften in Österreich und Südtirol von 1979 bis 2004. Es war ein

Riesenprojekt, und das gibt es auch als 6 Kiloschweres, zweibändiges Ding zum Nachschlagen, 1.200 Seiten. Jetzt kenne ich alle Zeitschriften, die es gab. Nachdem das Projekt zu Ende ging, hat sich ohnehin die Frage gestellt: »Was mache ich? Das Projekt ist fertig, Lehrer will ich nicht werden, wie ich in Tunis mitbekommen habe. Was nun? Weiter an der Uni bleiben oder probieren, das zu tun, was ich eigentlich machen will?« Dann habe ich einfach viele Stellen angeschrieben, bei vielen Ausschreibungen mitgemacht.

Hast du diese über das Internet gefunden?

Über das Internet lief damals wahrscheinlich auch schon ein bisschen etwas, aber ansonsten über traditionelle Medien. Es gibt ja für Autoren und Autorinnen die »Autorensolidarität«, eine Zeitschrift, die 4 Mal im Jahr erscheint, wo auch Ausschreibungen drinnen stehen. Jetzt muss ich aber nochmal einen Schritt zurückgehen, denn das erste, was mir geglückt ist – das war noch in dieser Zwischenphase, also noch vor 10 Jahren – war, dass ich Marktschreiber in Sankt Johann in Tirol wurde.

Was ist ein Marktschreiber?

Das ist schlussendlich ein Stipendium, bei dem man die Gelegenheit hat, in diesem Ort zwei oder drei Monate lang zu wohnen. Man bekommt auch ein bisschen Geld dafür und man hat die Möglichkeit, in Ruhe zu arbeiten; dafür macht man ein oder zwei Lesungen. Das war auch in der Übergangszeit. Es war ein erster Erfolg und eine Freude, weil da viel entstanden ist, aber der wahre

Schritt in die Selbstständigkeit passierte 2007. Damals habe ich ein Stipendium bekommen als Stadtschreiber in Vöcklabruck. Das waren drei Monate und schon etwas besser dotiert als in Sankt Johann. Da habe ich einmal in der Woche auch für die regionalen Zeitungen etwas geschrieben und an den Schulen gelesen. Damals, als ich in Vöcklabruck war, fand gerade die Landesgartenschau statt – dadurch habe ich einmal in der Woche in einem Garten gelesen und nebenbei an meinem Roman »Dorfdefektmutanten« gearbeitet. So ist es weitergegangen. Ich habe bei Ausschreibungen mitgemacht, aber auch bei vielen Veranstaltungen. Ich habe auch viele Rezensionen geschrieben für diverse Medien, und seit acht Jahren habe ich eine fixe Kolumne im »20er«, der Straßenzeitung in Innsbruck. Mit den diversen Standbeinen war es schon möglich, sich über Wasser zu halten, und es ist auch immer mehr geworden.

Das heißt, du bist jetzt selbstständig, hast also keinen fixen Gehalt oder Ähnliches?

Nein, kein fixes Gehalt seit fünf Jahren; selbstversichert natürlich.

Und wie kommt man so durch den Monat als Autor? Hat man manchmal Magenkrämpfe und existenzielle Ängste?

Also Magenkrämpfe hat man natürlich, und Existenz- und Zukunftsängste auch. Der wesentliche Punkt für meine Entscheidung damals war, dass es auch in der Wissenschaft das Gleiche ist. Man ist auch dort kaum mehr fix und unbefristet angestellt, sondern

hat Zweijahresverträge. Generell ist es in der kreativen Branche so, dass eigentlich nichts mehr fix ist, sondern alles auf »Freier Dienstnehmer«-Basis läuft, und insofern war die Entscheidung nicht so schwierig, weil ich ja wenigstens das mache, was ich machen will. Und dann geht es schon. Ich habe aber natürlich auch vom Job vorher gespart.

Hattest du auch Nebenjobs? Musstest du z.B. kellnern oder wie war das am Anfang?

Musste ich dann nicht mehr, ich hatte den Uni-Job, aber auch schon Fuß gefasst in der Szene. Ich habe eigentlich viel gespart und das Ersparte dann aufgebraucht. Als ich fertig war mit dem Job an der Uni, hatte ich schon so viel aufgebaut in der Literaturszene, dass es möglich war, davon zu leben.

Wie ist es dann weitergegangen?

Mit dem Schritt in die Selbstständigkeit wird man immer bekannter, und im Prinzip bin ich jetzt doch schon zehn Jahre lang in der Szene. Auch von Innsbruck weg und nach Wien zu gehen hat sehr viel gebracht, weil Wien doch einfach größer ist.

Das ist eine interessante Frage. Warum bist du eigentlich weggegangen aus Innsbruck?

Mehrerlei Gründe. Der offizielle Grund war, dass ich für das Literaturprojekt in Innsbruck vor allem in der Nationalbibliothek in Wien recherchieren musste, und somit war es auch günstiger für die Uni, wenn ich gleich dort blieb. Außerdem hatte ich schon seit einigen Jahren eine Fernbeziehung

mit Wien, und deswegen war es mir dann doppelt recht. Drittens wollte ich auch weg und was Neues erleben. Das war dann sehr gut, weil ich schon bevor ich dort gewohnt habe, regelmäßig in Wien war, auch schon selbst Veranstaltungen dort organisiert hatte und also vielerorts den Fuß in der Tür hatte.

Ist das wichtig für dich, dass du in einer Großstadt lebst?

Ja. Die Szene ist größer, es gibt mehr kennenzulernen, mehr Leute, mehr Veranstaltungen und mehr zu tun. Ich kann überall schreiben, es muss nicht die Großstadt sein, aber so generell für den Input und für die Möglichkeit der Anonymität bin ich der Großstadt schon dankbar.

Und hier in Innsbruck? Bist du jetzt bekannt?

Seit ich weg bin, eher weniger, was auch logisch ist. Viele wissen gar nicht, dass ich nicht mehr in Innsbruck wohne und denken einfach, ich sei nicht mehr so oft unterwegs. Wenn ich dann da bin, bin ich meistens in der Moderationsrolle. Wahrscheinlich ist es auch so, dass einige Slam-Publikums-Generationen mich schon gar nicht mehr als »Papa Slam« – wie ich es immer sage – wahrnehmen, sondern eher als Veranstalter.

Gibt es etwas unter deinen Beschäftigungen, was du nicht gerne machst? Was du gerne abgeben würdest, um dich stattdessen mit etwas anderem zu beschäftigen?

So Dinge gibt es im Laufe der Zeit immer

wieder, und die gebe ich aber dann auch immer ab. Also was zum Beispiel sehr anstrengend war: Ich habe gerade am Anfang, da es damals schwierig war, an Geld zu kommen, extrem viele Schullösungen gemacht, für sämtliche Altersschichten.

Die werden dann bezahlt?

Die werden bezahlt, ja. Aber in Tirol werden sie sehr schwach bezahlt, was im Rest von Österreich, soweit ich das weiß, viel besser sein soll. Die Schullösungen in Tirol habe ich jetzt einfach abgegeben, weil es für mich ein riesen Aufwand war, auch fahrtechnisch – ich fahre immer mit öffentlichen Verkehrsmitteln.

Wird die Anreise bezahlt?

Ja, das wird schon alles bezahlt. Es wird eine Lesung an einer Schule bezahlt mit Fahrtkosten und Honorar, aber wenn die Schule in Sölden im Ötztal ist, dann bedeutet das für mich sieben Stunden Fahrt, sieben Stunden hin und sieben Stunden retour. Dann kann ich schon noch ein Paar Termine dranhängen und schauen, dass ich möglichst viele Lesungen auf einmal mache, aber das ist dann auch einfach viel zu anstrengend – solche Veranstaltungen habe ich mittlerweile also abgegeben. Ich mache zwar nach wie vor sehr viel an Schulen, aber jetzt mit dem Vorteil, dass ich die Rahmenbedingungen festlegen kann. Das kann ich mittlerweile zum Glück selbst bestimmen und dann macht es auch mehr Spaß. Recht bald habe ich für mich selbst definiert, dass ich eigentlich nur mehr so schreiben möchte, wie ich es will,

und das heißt auch: Keine journalistischen Texte verfassen, weil ich kein Journalist bin, sondern Autor. Ich will Autor sein und habe alle journalistischen Tätigkeiten aufgegeben, außer ich kann sie so machen, wie ich es will.

Wie z.B. beim »20er«. Da verfasst du letztendlich auch literarische Texte ...

Ja, so empfinde ich das. Aber wenn die vom »20er« gesagt hätten, sie möchten eigentlich lieber eine Wienreportage monatlich, dann hätte ich damit aufgehört, weil das nicht das ist, was ich – glaube ich – am besten kann.

Du hast ja eine Homepage.
Machst du die selbst?

Nein, das macht meine Frau, die damalige Fernbeziehung. Sie hat auch schon die Homepage für den ersten Roman erstellt. Damals ging ich wirklich noch mit Diskette zum Internetcafé in Tunis und habe Texte hochgeladen und nach Wien geschickt. Doris hat sie dann rausgeholt und auf die Homepage gestellt. Es war ziemlich kompliziert (*lacht*).

Ist es für dich wichtig, als Autor im Internet präsent zu sein?

Ja, ich habe das schon sehr früh gemacht. Aber früher war es wichtiger, mittlerweile, durch die sozialen Medien, ist die Homepage wahrscheinlich zweitrangig. Ich habe die Erfahrung gemacht, dass die wenigsten Leute googeln, wenn sie recherchieren. Es würde zwar genügen, mal meine Homepage zu besuchen, um sämtliche Informationen,

die man braucht, zu bekommen. Aber die Leute suchen einen lieber auf Facebook, und wenn sie einen nicht finden, schreiben sie jemand anderen an, um meine E-Mailadresse herauszufinden usw. Die Homepage war mir früher wichtiger. Dort habe ich auch regelmäßig die Rezensionen, die ich gemacht habe, hochgeladen oder auch frühere Texte. Jetzt stelle ich eigentlich nur mehr die Termine online; ich betreibe aber einen Blog für die Literaturzeitschrift, bei der ich arbeite, den DUM-Blog, dort mache ich mehr Aktuelles. Die Homepage ist mittlerweile ein gewisses statisches Archiv für Termine und diverse Großprojekte.

Kommen wir zum Thema Literaturvermittlung. Warum ist dir das wichtig?
Warum denkst du, dass Literaturvermittlung heutzutage wichtig ist?

Es ist heutzutage so wichtig wie schon immer. Mir ist wichtig, das Ganze irgendwie anders zu gestalten.

Wie passiert Literaturvermittlung generell, deiner Meinung nach?

Das weiß ich nicht, das ist auch nicht meine Aufgabe, darüber Bescheid zu wissen. Ich schaue mir sehr viele Sachen an und denke mir oft, dass ich dieses oder jenes sehr spannend finde oder dass ich es so und so machen würde, und das versuche ich dann auch umzusetzen. Wenn wir zum Beispiel von einer klassischen Autorenlesung ausgehen: Da ist es mir wichtig, dass ich die Bücher alle gelesen habe, dass ich mir eine Meinung über den Autor, die Autorin gebildet habe

und dass ich das auch in der Anmoderation rüber bringe. Dass ich ein paar Fragen stelle, von denen ich denke, sie könnten die Leute interessieren, wo man ein bisschen was mitbekommt über die Arbeitstechnik der jeweiligen Autorinnen oder Autoren. Und darauf kann dann auch eine ganz klassische Lesung folgen, dagegen gibt es überhaupt nichts einzuwenden. Ich versuche aber auch oft, neue Veranstaltungsformate zu kreieren. Es gibt in Wien eine Veranstaltung, die ich seit zwei Jahren mache in der »Alten Schmiede« – das ist *die* literarische Institution der Stadt. Ich wähle zwei Autoren oder Autorinnen aus der Slam-Szene aus, die ich mit österreichischer Lyrik der Gegenwart konfrontiere. Darauf müssen sie dann in ihrer Sprache reagieren und die Texte dann auch rezitieren. Das ist mein Versuch, zwei vollkommen unterschiedliche Szenen zusammenzubringen. Es gelingt dann auch, dass bei Veranstaltungen das alte, klassische, lyrikinteressierte Publikum genauso kommt wie »Slam-affines« Publikum und beide kriegen einen Mehrwert. Das ist für mich auch als Veranstalter sehr spannend.

Und was denkst du über die Innsbrucker Literaturszene? Wie könnte man die verbessern oder braucht sie das überhaupt?

Natürlich braucht es Verbesserung und auch mehr Veranstaltungen, aber ich fühle mich nicht mehr berufen, dazu etwas zu sagen. Ich bin einmal im Monat da und auch das nicht mehr ganz regelmäßig. Ich sehe meine Aufgabe darin, das weiterzumachen, was ich bisher gemacht habe. Aber es gibt ja Kreise, die Sachen machen, und es wäre

natürlich schön, wenn es mehr würden.

Wenn alle Literaturschaffenden so wie du in Großstädte ziehen, dann bleibt für Innsbruck ja nichts mehr übrig.

Ja, das ist so ein klassisches Phänomen, die Landflucht an sich. Aber es ist ja nicht so, dass ich dem Land ganz den Rücken zugekehrt habe. Im Gegenteil: Ich habe die Verbindungen nicht gekappt, sondern tue – glaube ich – noch immer genug für die Szene in Innsbruck. Den Poetry Slam habe ich zum Beispiel nie abgegeben. Seit Jänner 2011 sind wir hier in der »Bäckerei«, vorher war es im »Bierstindl«, und seit wir hier sind, ist es so, dass ich gelegentlich den Martin Fritz moderieren lasse oder den Stefan Abermann, aber an sich mache ich die ganze Arbeit noch immer selbst. In früheren Zeiten war das noch mehr der Fall, im Moment gibt es glücklicherweise schon extrem viele Leute, die mitmachen, und es klappt wunderbar. Das war aber auch eine ewige Aufbauarbeit. Es war nicht von Anfang an so, dass die Leute zum Slam geströmt sind.

Wie sah das anfangs aus? Wer saß im Publikum?

Das weiß ich gar nicht mehr genau, aber das »Bierstindl«-Studio war kleiner als der Raum hier in der »Bäckerei«. Circa hundert Leute hatten schon irgendwie Platz, aber da hat es auch schon mit dreißig so ausgesehen, als wäre viel Publikum da. Anfangs war es auch so, dass es nicht genug Teilnehmer und Teilnehmerinnen gab, um den Abend zu füllen. Ich habe früher einfach sehr viel selbst

gemacht, und oft waren die Zusammenfassungen der Texte, die gelesen wurden, fast gleich lang wie die Texte selbst. Aber das hat sich alles geändert in den zehn Jahren, und mittlerweile ist es so, dass ich mich einfach sehr kurz halte und sehr fair moderiere. Die Veranstaltung ist auch seit zehn Jahren immer am letzten Freitag des Monats, also wissen die Leute schon Bescheid wegen dem Zeitpunkt. Es gibt zwar noch immer Flyer, aber durch die wunderbare Webpräsenz der »Bäckerei« ist es kaum mehr notwendig, mit Flyern extra Werbung zu machen.

Wie schaut das eigentlich finanziell aus? Lohnt es sich für dich, hierher zu kommen? Von wem wirst du bezahlt oder ist es so eine Art freiwillige Arbeit?

Früher, im »Bierstindl«, war es immer so, dass es keinen Eintritt gab. Die freiwilligen Spenden hat der oder die Siegende am Abend bekommen. Dann gab es gelegentlich einen Hunderter Startbudget für mich. Damals war der Zug noch bedeutend billiger und ich habe irgendwo privat geschlafen, das war also schon okay für mich. Dann kamen Zeiten, da gab es wieder gar kein Geld. Im »Bierstindl« gab es ja oft nicht nur wenig Geld, und irgendwann auch keinen Strom mehr.

Und dann habt ihr mit Kerzen geleuchtet.

(*Lacht*) Naja, es war wirklich so, dass es dann keine Heizung mehr gab, als das »Bierstindl« schon offiziell zu war und wir im Dezember 2010 gemeinsam mit dem Salsa Abend die letzten Veranstaltungen dort gemacht haben. Den Salsa-Tänzern- und Tänzerinnen ist es

leichter warm geworden, weil die konnten sich mehr bewegen, wir mussten dann eben viel applaudieren (*lacht*) – so ging es auch. Und jetzt ist es halt so, dass es 3,50 Euro Eintritt gibt. Seit der Slam in der »Bäckerei« ist, versuche ich immer, Gäste einzuladen. Die müssen untergebracht werden, auch mein Zug muss bezahlt werden. Es ist zwar für niemanden ein Honorar drin, aber zumindest sind die Kosten gedeckt.

Ist Slam Poetry auch als Werbung für dich und für die anderen Autoren und Performerinnen gut?

Für die, die auftreten, ist es super, weil jeder, der neu anfängt, sofort eine große Bühne hat und weil die, die regelmäßig kommen, auch bereits ein Stammpublikum haben. Wenn sie selbst auch nebenbei andere Dinge machen, bekommen sie von vornherein schon von einem großen Publikum Zuspruch. Für mich ist es auch wichtig, weil ich in vielen Städten Österreichs den Slam organisiere und die Leute dazu einlade, das heißt, es ist von Vorteil, dass ich schon lange gut in der Szene vernetzt bin. Es gibt jetzt immer mehr Veranstaltungen, wo es ein Budget gibt, und somit macht sich die jahrelange Arbeit bezahlt: Ich kenne mich in der Szene gut aus und kann dann auch die richtigen Leute einladen.

Und das ist dann auch beim Prosafestival so?

Das ist beim Prosafestival genauso, aber das ist eine ganz andere Szene. Von der Slamszene in die klassische Literatur-

betriebsschiene. Da wird es auch immer mehr und man kommt selbst herum und lernt Leute kennen und, und, und.

Wie kann man sich das vorstellen? Lernt ihr Autorinnen und Autoren kennen bei einer Lesung oder einem Poetry Slam z.B. und fragt die dann: Wir haben ein Prosafestival in Innsbruck, würdet ihr vorbeikommen?

Also das Prosafestival machen Robert Renk und ich gemeinsam. Robert Renk war früher der Leiter vom »Bierstindl«, dazwischen war er im »Spielboden« in Dornbirn und jetzt ist er so etwas wie ein freier »Kulturdealer« und Buchhändler. Er ist ein Büchernarr schon seit seiner Kindheit und wir lesen beide extrem viel und sind sehr bemüht, zu schauen, was es Neues gibt in der deutschsprachigen Szene. Das fängt damit an, dass man sich Verlagsprospekte besorgt und schaut, was einen interessiert; und dann versucht man, Autoren und Autorinnen live zu erleben und herauszufinden, ob man sie interessant findet. Schließlich können wir dann beide eine bestimmte Anzahl an Vorschlägen einbringen. Die diskutieren wir dann. Man braucht auch immer einen gewissen Anteil an Literatur aus der Schweiz, aus Österreich, von Frauen, also alles muss man ein bisschen berücksichtigen und auch, dass es zusammenpasst und möglichst abwechslungsreich ist. Und so kommt ein Prosafestival zustande.

Und wie schaut das aus mit »Innsbruck liest«? Wie bringt ihr das rein? Habt

ihr dann ein Gespräch mit dem Autor oder der Autorin? Weißt du übrigens bereits, wer das dieses Jahr sein wird?

Vielleicht weiß ich es, vielleicht auch nicht, das darf man ja noch nicht verraten.

Wenn du es weißt: Findest du das Buch passend zum Projekt?

Also es hat noch immer dazu gepasst. Wir machen die Kooperation mit »Innsbruck liest« schon seit Thomas Glavinic und dem »Kameramörder« (2004, Anm.). Nachdem ja die »Innsbruck liest«-Jury immer bemüht ist, relativ junge Autorinnen und Autoren auszuwählen, passt das auch wunderbar ins Programm.

Wie viel Publikum kommt zu so einem Gespräch?

Das ist extrem schwankend und hat auch immer mit dem Ort zu tun, an dem es stattfindet. Früher war das Prosafestival einfach immer im »Bierstindl«, so hatte man auch ein gewisses Stammpublikum. Das neue Konzept, wo wir jeden Tag anderswo in der Stadt sind, ist im Prinzip gut, weil es ja auch neue Leute erreicht, aber dadurch ist es wieder eine lange Aufbauarbeit. Dann muss man auch ausprobieren, welcher Raum für so etwas geeignet ist und welcher nicht.

Wird das Prosafestival irgendwie von der Stadt subventioniert?

Ja. Für die Veranstaltungen braucht man ja auch ein Budget.

Macht ihr das nur zu zweit? Das Finanzielle wie auch das Organisatorische?

Seit einigen Jahren hilft uns Verena Müller organisatorisch. Und zum Finanziellen: Da gibt es Konzeptansuchen bei Land, Bund und Stadt, wo man ein Gesamtprogramm präsentiert, und so gibt es dann – dankenswerterweise – ein bestimmtes Budget. Für den Slam mache ich das alles bewusst nicht, weil ich es ideal finde, wenn eine Veranstaltung sich selbst trägt.

Ich denke, die Unabhängigkeit ist auch wichtig.

Genau. Weil der Slam an sich eine vom Untergrund kommende Veranstaltung ist, und ich möchte gar nicht, dass es dafür Fördergelder gibt, denn es ist schwierig, zu entscheiden, wie die verteilt werden sollen. Es ist ja eine Bühne für alle, und alle können und sollen eine Möglichkeit haben mitzumachen.

Du hast gesagt, Slam Poetry soll auch junge Zuschauer und Zuschauerinnen ansprechen und für die Literatur gewinnen. »Innsbruck liest« verfolgt ja ein ähnliches Ziel – wie sollte ein »Innsbruck liest«-Buch deiner Ansicht nach aussehen? Soll das Lesen Spaß machen, soll es humorvoll gestaltet sein, oder soll es anstrengen und animieren?

Das lässt sich eigentlich gar nicht so eindeutig sagen. Humorvoll, ja, es ist gut, wenn es das ist, aber es ist auch wichtig, dass es ein gutes Buch ist. Heuer haben wir es so gemacht, dass wir Slammer ausgewählt haben, die sich mit dem »Innsbruck liest«-

Buch beschäftigt und es gelesen haben. Die Slammer haben dann einen Auftragstext dazu verfasst. Die waren dann wirklich sehr lustig, haben aber auch neugierig gemacht auf das Buch. An diesem Abend wurden knapp zweihundert Bücher verteilt, und das war die allerletzte Veranstaltung. Da gab es das Buch schon seit einem Monat und ich denke, die Leute sind vorher von der Aktion noch nicht erreicht worden.

Gibt es eine Plattform, wo es die Möglichkeit für die Leser und Leserinnen gibt, eine Rückmeldung zu dem Buch, zu dieser Veranstaltung zu geben? Wie findet man heraus, wie das Buch angekommen ist?

Bei den meisten Veranstaltungen, die ich mache, ist das Feedback direkt am Abend da. In dem Fall hat das Ganze auch mit Applausentscheid funktioniert. Die Veranstaltung war ja auch eine Art Duell und da ist das Feedback sofort gegeben. Beim Prosafestival ist es schon so, dass man sich natürlich immer mehr Publikum erwartet, weil wir auch da ein spannendes Programm zusammenstellen, aber es ist weit weniger gut besucht. Es wird von vornherein als klassisches Literaturprogramm wahrgenommen, was es gewissermaßen auch ist, aber nicht nur.

Ich wollte noch das Thema »Autor« mit dir besprechen. Der Schriftsteller als öffentliche Person. Gibt es bestimmte Autoren-Vorbilder für dich?

Jandl, Jonke, Jelinek, Schwab, Schuh, Rühm.

Versuchst du, diese Autoren nachzumachen?

Nein, das bringt ja nichts. Das sind alles bewusst österreichische Autorinnen und Autoren. Die inspirieren einen, aber nachzumachen hat keinen Sinn, weil man muss ja die eigene Stimme finden, und würde man versuchen, irgendjemand nachzuahmen, ist es nur eine schlechte Kopie, und das kann nicht das Ziel sein.

Aus reiner Übung versuchst du auch nicht so zu schreiben, wie der Franz Schuh oder die Elfriede Jelinek?

Nein.

Neruda hat jeden Tag geschrieben und hat das als Übung, als Training, betrachtet. Ist das ähnlich bei dir?

Natürlich ist das ein gewisser Luxus, wenn man sich jeden Tag hinsetzen und wirklich schreiben kann. Ich sitze mehr im Zug, als dass ich mich so zum Schreiben hinsetzen kann. Man kann das so betrachten, dass es wichtig ist, immer zu schreiben, aber das hängt davon ab, was gerade ansteht. Bei Langprojekten wie bei Romanen ist mir wichtig, dass ich längere Zeit am Stück arbeiten kann, und auch wirklich zwei Wochen Zeit habe, so richtig ins Schreiben zu kommen, dann kann es auch gerne wieder eine Zeit lang liegen. Aber das klassische Tagesgeschäft ist eigentlich anders, da hat man zwischendurch immer wieder mal im Zug Zeit, zu arbeiten, oder am Vormittag. Dann schreibt man eben einen Kurztext oder etwas anderes. Ich versuche die meisten Sachen zu

verwerten, zum Beispiel an eine Literaturzeitschrift zu schicken. Aber natürlich gibt es auch Dinge, die man abbricht und wegstellt.

Wie viel vernichtest du im Durchschnitt von deinen Texten?

Das lässt sich mit der Arbeit am Computer gar nicht so einfach sagen. Bei gewissen Texten registriert man das Vernichten bewusst, wenn aus ihnen nichts geworden ist und man sie als Ganzes löscht, aber an einem laufenden Text vernichtet man ja durch die Löschfunktion sehr viel automatisch.

Was ist deine Meinung: Kann Literatur Massen bewegen? Was ist das Ziel deiner Literatur?

Die Frage ist eigentlich, ob Literatur Massen bewegen *soll*. Ich möchte gar nicht die Massen erreichen, dann macht man ja wieder was falsch oder zu richtig. Ich möchte als Veranstalter sehen, dass möglichst viele irgendwie einen Zugang finden oder zumindest die Literatur präsentiert bekommen und dann entscheiden können, ob das was für sie ist oder nicht. Als Autor wünscht man sich schon zwischendurch auch Massen, dass man auch mal in dem Bereich was Gravierendes machen kann. Und in der Rolle als Kritiker wünsche ich mir immer, dass ich etwas finde, was noch unentdeckt ist und was die wenigsten können. Es sind eigentlich unterschiedliche Wünsche.

Zum Schluss: Du hast in deiner Biographie geschrieben, dass du für das Publikum bist und nicht dagegen. Was bedeutet das?

Da steht: Ich lese für das Publikum – nicht gegen das Publikum. Ich habe, wie viele andere, die Erfahrung gemacht, dass Lesungen oft sehr sperrig sind. Ich weiß nicht, wie es bei dir in der Schule war, aber ich habe Lesungen oft in schlechter Erinnerung. Weil sich jemand nicht bemüht hat, das zu vermitteln, was er macht. Für mich ist es zu wenig, wenn ein Autor meint, sein Job ist mit dem Schreiben getan und die Vermittlung ist dann nicht mehr wichtig. Das Vermitteln gehört zum Berufsbild des Autors und ist ein wesentlicher Bestandteil gerade dessen, was ich mache. Deswegen versuche ich eine Lesung auch anders zu gestalten als im herkömmlichen Sinne. Auch wenn es eine Lesung aus einem Roman ist, lasse ich mir immer etwas Besonderes einfallen. Es können z.B. Gegenstände dabei sein. Der Roman, der in Tunis entstanden ist, heißt »Couscous á la Beuschl«, und ich habe auf dem Lesetisch immer mit Couscous eine Wüstendüne dargestellt, weil das wie das Sandgeräusch war und auch im Titel stand – das hat die Lesung eröffnet. Das ist nur ein Beispiel, es gibt ja kein Rezept, wie man es machen muss, ich mache es so, wie es mir im bestimmten Moment gefällt.

Vielen Dank für das Gespräch.

Ort: »Die Bäckerei«, Innsbruck

Datum: 26. Oktober 2012

Das Interview führte ÁGNES CZINGULSZKI.

Wenn dich jemand fragt, was du beruflich machst. Was würdest du antworten, wenn du nur ein Wort zur Verfügung hast?

Buchhändler.

Und in deiner Funktion als jemand, der auch Literaturveranstaltungen macht? Wie würdest du das bezeichnen?

Bevor ich Buchhändler war, war ich Freier Kulturvermittler – so würde ich das bezeichnen –, und davor war ich Leiter eines Kulturzentrums. Und in diesen Bereichen war mein Hauptanliegen vor allem die Literaturvermittlung.

Aber nicht nur Literatur, sondern auch Kultur ganz allgemein.

Ja klar. In einem Kulturzentrum muss man mehrere Sparten abdecken. Das ist ja auch das Interessante daran. Und wenn man ein Kulturzentrum zu leiten hat, muss man auch das ein wenig in den Blick nehmen, was in einer Region noch wenig verankert ist. Das

war 1994, als ich das Kulturzentrum »Bierstindl« übernommen habe, z.B. die Literatur. In der Zeit gab es noch kein Literaturhaus in Innsbruck. Und man kann auch das stärken, was man selbst kennt, wo man sich selbst etwas zutraut. Und man muss auf Örtlichkeiten Rücksicht nehmen: Wegen der abgelegenen Lage hätte es keinen Sinn gemacht, im »Bierstindl« eine Galerie aufzumachen. Zumal ich selbst in der Bildenden Kunst nicht sehr trittfest bin. Es hätte aber auch wenig Sinn gemacht, Jazzkonzerte zu veranstalten, obwohl dort Kontakte vorhanden waren und ich mich dort recht gut auskenne. Jazz war/ist aber in Innsbruck mit dem »Treibhaus« bestens abgedeckt.

Was macht ein Freier Kulturvermittler?

Ein Freier Kulturvermittler macht das, was er vorher schon gemacht hat, was ich vorher schon gemacht habe, aber jetzt ohne eigenes Haus, also an verschiedenen Orten. Des Weiteren auch noch konzeptuelle Arbeiten, z.B. das Konzept für ein einmal stattfindendes Literaturfestival in Bruneck [Südtirol/Italien] oder das Konzept zu einer Raumplanung, die auf Kultur ausgerichtet ist, im neuen Stadtsaal in Schwaz [Tirol] z.B.

Ich möchte dich bitten, einmal zwei konkrete Fälle zu schildern, und zwar möglichst nahe an der Praxis erzählt. Erster Fall: Du lädst einen sehr bekannten Autor ein zu einer Lesung. Zweiter Fall: Du organisierst ein Literaturfestival. Wie läuft das? Wie könnte man das jemandem schildern, der sich nicht auskennt? Stell dir einfach einmal vor, du willst jemand

einladen: Claudio Magris, Peter Handke oder Elfriede Jelinek. Was muss man tun? Wie läuft das? Worauf muss man achten? Wie sehen die ersten Schritte aus? Und der zweite Fall wäre eben: Wie organisiere ich ein Literaturfestival?

Zum ersten Fall: Bei den drei Genannten bekomme ich zuerst einmal eine Absage. Damit ist die Sache eigentlich schon vorbei (*lacht*). Jelinek liest nicht, Handke liest nicht, und Magris liest sehr selten und ist kaum zu erreichen. Wenn man da eine Zusage will, spielt ein Quäntchen Glück und der Zufall mit, dass man sie/ihn kennen lernt oder zufälligerweise erfragt, dass sie/er gerade in der Nähe ist. Und dann auch noch zufälligerweise die richtigen Kontakte hat etc.etc. Solche Sachen passieren ja dann zum Glück trotzdem einmal, aber das hat viel mit langjähriger Arbeit und langjährigen Kontakten zu tun, die sich dann bezahlt machen, mit einer guten Vernetzung sozusagen. Prinzipiell tut man sich bei Einzellesungen schwerer als bei Literaturfestivals. Es ist leichter, Leute für ein Festival zu bekommen. Aber der persönliche Kontakt ist sehr wichtig. Oder dass der- oder diejenige gerade auf einer Lesereise unterwegs ist. Es ist ganz interessant, dass dieses Format der Lesetournee etwas Besonderes ist, das es nur im deutschsprachigen Raum so gibt. Das ist eine ganz eigene Form der Präsentation von Neuerscheinungen, und es ist auch eine Verdienstmöglichkeit für Autoren und Autorinnen, die in der Dichte und in der Art und Weise, glaube ich, weltweit einzigartig ist. Der Autor liest aus seiner Neuerscheinung, und das auch noch gegen Honorar, man

höre und staune. Spanischsprachige Autoren und Autorinnen z.B. staunen da immer Bauklötze. In Frankreich gibt es etwas, was die Schweizer als »Buchvernissage« bezeichnen. Da werden Leute eingeladen, das neue Buch wird in die Höhe gehalten und danach gibt es vielleicht noch ein Gespräch – so hat man es mir zumindest erzählt. Danach wird ein Glas Wein getrunken und damit hat sich die Sache. Das passiert zudem nicht sehr oft, und der Autor bekommt auch sehr selten mehr als den Wein bezahlt.

Wovon leben spanischsprachige Autoren und Autorinnen dann – nur am Rande gefragt? Selten sind ja die Auflagenzahlen so hoch, dass man vom Buchverkauf leben kann, von den Tantiemen oder den Honoraren.

Das ist eine gute Frage. Die kann ich auch nicht wirklich beantworten. Ich glaube, dass es im spanischsprachigen Raum mehr Möglichkeiten für Schriftsteller und Schriftstellerinnen gibt, auch lehrend tätig zu sein, etwa im Rahmen von Poetikvorlesungen. Aber darüber hinaus? Ich glaube aber auch, dass es weniger spanischsprachige Autoren gibt als deutschsprachige im Verhältnis. Es gibt auch relativ wenige Übersetzungen übrigens aus dem Spanischen ins Deutsche, wiederum im Verhältnis natürlich, wenn man etwa an das Englische denkt. Aus dem Portugiesischen wird sehr, sehr wenig übersetzt. Selbst Pessoa musste erst von einem kleinen Schweizer Verlag entdeckt werden.

Du hast gesagt, dass die persönlichen Kontakte sehr wichtig sind, wenn

man einen Autor, eine Autorin einladen will. Kann man diese Kontakte bewusst herstellen? Kann man das steuern? Kann man das lernen?

Sicher kann man das steuern. Das kann man in einer gewissen Art und Weise vielleicht auch lernen. Wenn man die Möglichkeit hat, regelmäßiger Partner zu sein für gewisse Verlage, dann ist es leichter. Man erwirbt sich ja mit der Zeit einen gewissen Ruf, und die Verlage wissen dann, dass sich die Autoren und Autorinnen bei dem und dem Literaturvermittler gut aufgehoben fühlen. Wenn man etwas durchführt, dann muss natürlich alles klappen. Denn dann wissen die Leute, dass man sich auf einen verlassen kann. Und die Verlage wissen dann: Da können wir die Autoren hinschicken, da fühlen sie sich wohl. Mir ist einmal passiert – und das ist ein absoluter Ausnahmefall –, dass ich als Veranstalter ausnahmsweise einmal einen Anruf bekommen habe vom Suhrkamp-Verlag: »Lieber Robert, wir haben gerade den Louis Begley hier in Linz. Möchtest du mit ihm etwas in Innsbruck machen?«

Du hast wahrscheinlich gesagt: »Wer ist das?« (*Lacht*)

Zufälligerweise habe ich ihn gekannt (*lacht*). Ich schätze ihn sehr. Da hast du einen amerikanischen Starautor und bekommst die Möglichkeit, ihn in Innsbruck zu veranstalten – weil die Verantwortliche von Suhrkamp gewusst hat, dass hier in Innsbruck alles klappt und die Autoren sich sehr wohl fühlen. Wissen tut sie das durch Berichte von Suhrkamp-Autoren, die schon

mal hier waren. Prinzipiell kann man sagen, dass Literaturvermittlung im großen Stil in Berlin, Hamburg und München leichter fällt als in Österreich. In Wien wiederum geht es natürlich auch leichter als hier. In Innsbruck ist es recht schwierig. Demnächst beginnt in Wien die Literaturmesse »Buch Wien«, und es ist kein Wunder, dass die in Wien durchgeführt wird. Es hat in Linz einmal einen Vorläufer einer österreichischen Buchmesse gegeben, aber die ist kläglich eingegangen – aus mehreren Gründen. Es gibt auch immer wieder tolle Autoren, die man einfach gerne aus »egoistischen« Gründen einlädt, weil man sie so schätzt. Da gehört für mich T.C. Boyle dazu, oder Ondaatje, auch Magris war lange auf der Liste und ich habe es lange nicht geschafft, ihn zu kriegen.

Magris hast ja du damals veranstaltet, vor zwei Jahren oder so; als ich das Autorengespräch geführt habe.

Genau! Das war die allererste Veranstaltung von »8ung Kultur«. Das war kein schlechter Auftakt, denke ich. Noch ein Tipp, wenn man Kontakte aufbauen will: Die Buchmessen sind da sehr wichtig. Da kommt man zwar weniger an die Autoren und Autorinnen heran, wobei sich gerade die weniger bekannten Autoren schon sehr freuen, wenn Veranstalter an sie herantreten, während die bekannteren Autoren so umringt sind, dass man nicht zu ihnen vordringen kann. Aber man lernt vor allem die – meistens sind es Damen – die Damen von den Verlagen kennen, die für die Veranstaltungen zuständig sind. Leipzig spielt im Lesungen- und Autorenkarussell inzwischen fast schon eine

größere Rolle als Frankfurt. Und die »Buch Wien« ist gar nicht so uninteressant. Einmal war ich in Frankfurt auf der Buchmesse, schon ewig lange her, und sitze dort am Stand des Kleinverlags »Maro«. Auch das ein Tipp: Die kleinen und mittelgroßen Verlage nicht vernachlässigen! Maro macht die »Tollen Hefte«, auch Krimis in Richtung surrealistisch und schwarz. Bei den »Tollen Heften« ist auch eines von T.C. Boyle dabei. Und tatsächlich kommt dieser schlaksige Mensch daher, setzt sich an den Maro-Stand, fast unerkannt. Ich habe ihn natürlich erkannt, und bei einem Kaffee sind wir dann in ein tolles Gespräch gerutscht. Er war sehr sympathisch, »geerdet«. Und wir haben dann am Maro-Stand, bezeichnenderweise am Maro-Stand, besprochen, dass er, wenn er das nächste Mal im deutschsprachigen Raum ist, auch nach Innsbruck kommt. Ich hatte das im Hinterkopf, aber ich wusste ja nicht, wann er genau wieder da ist. Tatsächlich ist er schon das Jahr darauf wieder in Deutschland gewesen. Ich bekomme dann plötzlich einen Anruf vom Hanser-Verlag, da hieß es: »Lieber Herr Renk, wir wissen, dass hier etwas mit Herrn Boyle vereinbart wurde. Aber das geht leider nicht, denn in Österreich gibt es nur einen Termin, und der ist in Wien.« Meistens heißt es ja, dass es überhaupt keinen Termin in Österreich gibt. Und wenn es einen gibt, dann ist er eben in Wien. Der war damals dann, an einem Sonntag, im »Libro«, ein Jahr, bevor »Libro« Konkurs angemeldet hat. Gerade »Libro«, die immer so gegen die Buchpreisbindung gewettert und Klagen eingereicht haben dagegen. Und es waren dann so 120 Leute im Publikum. Da wäre Innsbruck für alle Beteiligten viel

besser gewesen. Aber so ist das halt. Es gibt diese »Hugendubel-Lesungen«: Die Verlage müssen natürlich für die großen Kunden etwas tun. Darum liest T.C. Boyle halt nicht vor 400 Leuten in einer tollen Location in Innsbruck, sondern im »Libro« in Wien vor 120 Menschen. Und vielleicht ist »Libro« sogar noch das Geld schuldig, weil er ja ein halbes Jahr danach Pleite gegangen ist (*lacht*). Aber das gehört halt eben auch dazu.

Du hast gesagt, dass die Autoren und Autorinnen lieber zu Prosafestivals kommen als zu Einzellesungen. Warum?

So ganz eindeutig ist es nicht. Es gibt auch Autoren, die überhaupt nicht auf Festivals gehen. Aber mit einem Festival hast du natürlich einen ganz anderen Auftritt. Du hast, hoffentlich, ein größeres Budget und dadurch eine ganz andere Medienpräsenz. Du kannst ganz anders Werbung machen. Und dann bekommst du auch gute, etablierte Leute. Somit kannst du auch leichter eine teure Anreise (z.B. für einen japanischen, kanadischen oder brasilianischen Autor) zahlen. Die Nachwuchsautoren darfst du nicht vergessen, aber nur mit Nachwuchsautoren bekommst du kein Festival zustande, das dann vielleicht auch eine überregionale Bedeutung hat. Du brauchst schon auch renommierte Leute.

Das wäre also so eine Art Mischkalkulation für Festivals.

Genau! Ein sehr schönes Wort. Mich schrecken ja solche Wörter nicht, im Gegenteil. Du brauchst eine wunderbare

Mischkalkulation für das Festival, für die PR. Und prinzipiell für alle Sachen in dem Bereich. Wobei man sich auch abgrenzen soll, denn das Festival sollte ja einen spezifischen Charakter entwickeln.

Wie läuft die Finanzierung von Lesungen, Festivals? Woher bekommst du das Geld?

Ja, woher bekommt man die Knete? Es gibt verschiedene Möglichkeiten, Einnahmen zu lukrieren: zum einen die Subvention, zum anderen das Sponsoring. Das wird oft fälschlicherweise in einen Topf geworfen. Unterscheidet sich aber sehr, nicht zuletzt bei den Abrechnungen. Beides hat Vor- und Nachteile. In Österreich ist die Subvention im Kulturbereich der wichtigste Teil. Im Kulturbereich, und vor allem in der Literatur, ist es sehr schwer, in Österreich Sponsoren zu finden. Sponsoring ist allenfalls, und auch dann braucht man sehr gute Ideen, als Sachsponsor möglich. Beim Festival »Sprachsatz« hat das Hotel die Location und die Infrastruktur gestellt, und hat selbst sehr viel davon, in Sachen PR, Frequenz und Einnahmen (z.B. im Restaurant). Dann gibt es natürlich auch noch die Möglichkeit, Eintritt zu verlangen. Man kann auch kleine Sachen verkaufen, also Merchandising machen. Aber das ist für so kleinere Sachen beim Literaturveranstalten schwierig. Das wären so die wichtigsten Quellen. Aber bei einem Literaturfestival kommen sicher über 50%, bis zu 75% aus der öffentlichen Hand, sprich es wird subventioniert. Öffentliche Gelder muss man meist noch immer exakt mit Originalbelegen abrechnen, wo vieles nicht akzeptiert wird. Restaurantrechnun-

gen, oder Eigenhonorare z.B. Ab und dann werden auch Reisespesen zurückgewiesen. Das ist bei Sponsoringgeldern leichter. Da muss vor allem die Gegenleistung (PR, Freikarten etc.) stimmen. Es empfiehlt sich hier, einen Vertrag zu machen. Der Nachteil vom Sponsoring ist, dass der Partner von einem Jahr zum anderen zu 100% ausfallen kann. Das geschah jetzt bei vielen Banken, die in der Krise viele ihrer Sponsoringverträge aufgelöst haben. Die öffentliche Hand kürzt sehr selten gleich alles weg.

Wie erlebst du die Konkurrenzsituation, wenn es um Geldmittel geht? Der Subventionstopf ist ja enden wollend. Es gibt die Literaturhäuser; es gibt Freie Kulturvermittler; es gibt Kulturzentren, die veranstalten; es gibt Förderungen, die fix zugesagt sind, weil eine bestimmte Institution gefördert wird; es gibt Projektförderungen, wo man ein Projekt einreichen muss. Das ist ja eine Situation, die für den Einzelnen – vor allem für die Freien Kulturvermittler, denke ich – nicht so einfach ist.

Prinzipiell ist die Situation für die Kultur in Österreich vergleichsweise nicht so schlecht. Es geht weniger um die Gesamtsituation, sondern mehr um die Verteilung, da gibt es schon Ungerechtigkeiten. Als Leiter eines Kulturzentrums habe ich erlebt – und da haben es Festivals ein bisschen leichter –, dass es nicht einfach ist, einen Ganzjahresbetrieb aufrechtzuerhalten. Vergleiche etwa die Zahlen vom »Treibhaus« [ein Kulturzentrum in Innsbruck] und vom »Tanzsommer«, der acht Abendveranstaltungen pro Jahr macht (und ja keine

Infrastruktur über 365 Tage aufrechterhalten muss). So in der Größenordnung. Da ist das Ungleichgewicht eklatant. Da könnte man schon ansetzen. Das »Treibhaus« ist ja sozusagen ein Ganzjahresfestival, und die haben noch dazu ein Haus zu erhalten.

Aber das Landestheater wird nicht klagen können, nehme ich an.

Aber wenn man dafür ist, dass es ein Landestheater in Innsbruck gibt, dann muss es halt auch ordentlich finanziert werden. Wenn man dafür ist, dann muss man nicht darüber streiten, dass es so viel Geld bekommt. Die brauchen das einfach, und aus! Und in der freien Szene muss man halt dafür kämpfen, und das haben wir auch gemacht, z.B. dafür, dass es dort auch eine jährliche Indexanpassung beim Budget gibt. Die Subventionsgeber sehen diese Indexanpassung natürlich ungern, sie ist aber wichtig. Beim »Freien Theater Innsbruck«, das es jetzt in Innsbruck gibt und wo ich anfangs in die Planung eingebunden war, da konnte durchgesetzt werden, dass der Verein dort mit einer Indexanpassung starten kann. Ich habe auch festgestellt, dass die Leute, die Ahnung von Kulturveranstaltungen haben, ohnehin wissen, dass sie am selben Ast sitzen. Im Finanziellen ist die Konkurrenzsituation daher auch nicht so stark ausgeprägt. Natürlich schielen manche immer wieder mal zu den Festspielen nach Erl oder zum »Tanzsommer« und kratzen sich laut hörbar am Kopf. Aber sie sägen nicht allzu laut an diesem Ast. Merkbar mehr geworden ist aber der Neidfaktor. Das sind ab und dann auch die Künstler selbst, meistens die,

die nicht von allzu großem Erfolg gekrönt sind. Die kommen dann manchmal in eine Phase, wo sie gegen alle und jeden die Ellbogen ausfahren und gegen alles schießen. Da wirst du manchmal schon zum Buhmann, wenn du auch nur die Möglichkeit hast, etwas zu machen, auch wenn du nicht einmal etwas dabei verdienst. Dann bist du auf einmal dann der Etablierte, der Angepasste. Das nimmt schon zu. Und da geht es gar nicht um Geld in erster Linie. Aber in Innsbruck wird ja ohnehin viel gemacht. Schau dir einmal an, was das »Treibhaus« oder jetzt die »Bäckerei« [ein Kulturzentrum] für die »freien Künstler« tun. Die »Bäckerei« hat ja am Anfang überhaupt kein Geld bekommen. Inzwischen bekommen sie ja ein bisschen etwas. Die machen das wahnsinnig gut, obwohl die am Anfang nicht gewusst haben, worauf sie sich da einlassen. Die solltest du auch einmal interviewen. Aber sie hatten ein Bedürfnis und eine Lust und – eben – die *Möglichkeit*, etwas zu tun.

Was muss ein Literaturveranstalter können?

Lesen sollte er können, und auch ein bisschen kalkulieren. Er muss nicht selbst schreiben, das ist keine Voraussetzung. Wobei das relativ oft Hand in Hand geht. Bei vielen Literaturveranstaltern ist das eigene Schreiben oft dann in den Hintergrund gerückt.

Sinn und Sensibilität für Literatur und ein gewisses betriebswirtschaftliches Knowhow sollte man also mitbringen.

Ja, auf jeden Fall. Man sollte auch kleinere oder größere Visionen haben, was einen

gelungenen Abend ausmacht (Literaturveranstaltungen finden ja meist am Abend statt), was gelungene Projekte sind, was zufriedene Autoren sind, ein zufriedenes Publikum, zufriedene Mitarbeiter. Wenn du, etwa in Deutschland, ein größeres Literaturhaus leiten willst, dann wirst du nicht umhin kommen, einen Uni-Abschluss zu haben, aber es muss nicht immer Germanistik sein. Da kommt man mit Komparatistik oder Romanistik auch sehr gut zurecht.

Wie siehst du die Möglichkeiten, Literaturvermittlung in Ausbildungen zu verankern? Reicht es aus, was es im Moment gibt – also ein Abschluss in einem geisteswissenschaftlichen bzw. philologischen Studium? Oder sollte man Literaturvermittlung, egal ob an der Universität oder woanders, stärker verankern?

Das würde ich sehr begrüßen, wenn man auch dazusagen muss, dass die Berufsaussichten, vor allem dann, wenn man ein bisschen Geld auch verdienen will, nicht rosig sind. In Wien oder in Biel, in der Schweiz oder in Leipzig gibt es das ja bereits.

Aber da werden ja doch eher die Schriftsteller und Schriftstellerinnen ausgebildet.

Das schon. Aber man könnte da ja auch stärker auf die Literaturvermittlung setzen. Es ist ja auch für Schriftsteller wichtig, zu wissen, wie man in Verhandlungen eintritt, wie man sich präsentiert. Und durch Lesungen, wo man sich auch präsentieren muss, verdient man ja auch relativ viel Geld.

Kann man als Freier Kulturvermittler von seiner Tätigkeit leben?

Nicht wirklich, wobei es schon einige gibt, die davon leben können.

Im Literaturbereich ist es wahrscheinlich sehr schwierig, schwieriger als im Theaterbereich oder wenn man große Tanzveranstaltungen macht.

Es stimmt, es ist sehr schwierig. Wie es auch schwierig ist, vom Schreiben zu leben.

Wie bist du Literatur- und Kulturveranstalter geworden? Das ist ja nicht unbedingt ein Berufswunsch, den man schon im Kindergarten oder in der Volksschule hegt. Wie sieht der Weg dorthin aus?

Ich bin eigentlich recht spät zur Literatur gekommen, aber dann hat sie mich gepackt. Ich hatte schon mal das Glück, gute Deutschlehrer gehabt zu haben. Die Schule ist da ganz wichtig. Ich habe mein Studium dann unterbrochen, um eine Buchhändlerlehre zu machen, bin dann länger im Buchhandel geblieben als ich wollte. Ich habe in dieser großen Buchhandlung wirklich in jeder Abteilung gearbeitet, nur nicht bei der Literatur (*lacht*). Und dann gab es im Rahmen des »Innsbrucker Sommers« Anfang der 1990er Jahre auch einmal ein Literaturprogramm, das ich und viele andere so grotenschlecht gefunden haben – und peinlich teilweise –, dass wir gesagt haben: Das machen wir aber besser. Und nicht um 500.000 Schilling, sondern um 50.000. Und dann haben wir eine Art Festival gemacht.

Das war so 1990, 1991. Literarisch gesehen war Innsbruck noch ein bisschen eine Wüste damals. Da hat es die bekannten Zeitschriften gegeben, »Luftballon«, »Gegenwart« ... es hat ein paar Lesungen in Buchhandlungen gegeben, es hat den »Turmbund« [ein Literaturveranstalter] gegeben. Und das war's dann eigentlich schon. Und dann kam der Literaturschwerpunkt im Sommer: Das waren am Anfang drei Theaterstücke ... nein, das war beim zweiten Mal. Beim ersten Mal gab es eine große Literaturgala im Stadtsaal; moderiert hat der Mann der Veranstalterin in einem grauenhaften Tiroler Dialekt. Und der bekannteste Autor von, glaube ich, zwanzig Autoren, die dort en bloc gelesen haben – der Abend hat ja wahnsinnig lange gedauert –, war, neben Ehrengast Gertrude Fussenegger, Theo Peer.

Da muss ich ins Interview eine Fußnote einbauen, um zu erklären, wer Theo Peer war (*lacht*).

(*Lacht*) Mach das. Das war geplant als Werkschau der Tiroler Literatur und auch so angekündigt, aber da ging die Mischkalkulation völlig daneben. Da bräuchte es schon ein paar Namen von weiter oben her, einen Gstrein, einen Mitterer, einen Hotschnig und andere. Aber eine Werkschau veranstalten und dann fast nur Autoren aus der vierten Schublade und von noch weiter unten hervorziehen. Da geht die Mischkalkulation nicht auf. Und das hat uns sehr gestört. Im Jahr darauf haben wir dann eine Woche Literatur gemacht mit Peter Turrini als Auftakt, der damals schon eine halbe Ewigkeit nicht mehr in Innsbruck war. Das war ein

richtiges Highlight im »Treibhaus«-Turm mit 400 Leuten. Die Stimmung war unglaublich. Und dann hatten wir Raoul Schrott, Anita Pichler, Felix Mitterer, Arthur West, Pavel Kohout, Lina Hofstädter, Stefanie Holzer, Walter Klier, Hans Haid, Georg Payr ... Das ist wahnsinnig gut angekommen. Und so bin ich in die Sache hineingeschlittert.

Wie schätzt du die Situation für die Literatur heute in Innsbruck ein? Etwa im Vergleich zu anderen Städten? Ist das ausbaufähig hier?

Ausbaufähig ist das immer, aber der Literatur geht es in Innsbruck vergleichsweise gut. Es gibt ein Literaturhaus, das gut läuft, das ein interessantes Angebot anbietet und wo die Mischkalkulation auch stimmt. Ein Literaturhaus mit einer begrenzten Zahl von Plätzen kann ja im Übrigen auch keine ganz, ganz großen Autorinnen und Autoren einladen und finanzieren. Und die Aufgabe eines Literaturhauses ist ja auch u.a., junge Literatur zu präsentieren. Und das machen sie dort ausgezeichnet. Seit einigen Jahren gibt es auch ein relativ entspanntes Verhältnis der Künstler zu den Politikern, zum Kulturamt der Stadt. Das war auch nicht immer so. Gerade gestern sind die Innsbrucker Literaturstipendien, die es seit einigen Jahren gibt und die gut dotiert sind, vergeben worden an Stefan Abermann und Helmut Schiestl. Was hier fehlt, was generell in Österreich fehlt, sind Publikationsmöglichkeiten in Form von Literaturzeitschriften. Da gab es bessere Zeiten mit »Inn«, »Gegenwart«, »Föhn« etc. Literaturzeitungen gibt es eigentlich nicht mehr; es gibt die unregel-

mäßig erscheinende »Cognac&Biskotten«-Zeitung, die immer thematisch ausgerichtet und fast eine Buchpublikation ist ...

»Quart«?

Das ist keine Literaturzeitung, das ist eine Kulturzeitung. Dort werden auch selten literarische Primärtexte abgedruckt.

Woran liegt das, dass es heute so wenig gibt und die Situation vor 20 Jahren besser war?

Es hat vor 20 Jahren noch mehr Wahnsinnige gegeben.

Siehst du da Potential heute?

Schwierig, schwierig, aber nicht unmöglich. Es gibt ja inzwischen auch eine neue Kulturzeitung, die »Mole«. Da muss man sich aber auch fragen, welchen Verbreitungsgrad die hat und welches Publikum die anspricht, und es ist auch keine Literaturzeitschrift, auch wenn sie erfreulicherweise immer wieder etwas Literarisches bringen, was ja auch nicht so oft vorkommt.

Kommen wir einen Augenblick zu »Innsbruck liest«. Wie siehst du die ganze Aktion?

Ich finde diese Aktion super. Es ist keine neue Erfindung, aber wie es die Stadt Innsbruck macht, finde ich sehr gut. Zum einen sind die Bücher schöner gemacht als die in Wien, sie riechen auch besser (*lacht*).

(*Lacht*) Ja, der Tiroler Leim ist halt noch etwas wert.

Die Wiener Bücher riechen wie die alten DDR-Bücher. Klaus Wagenbach hat einmal gesagt, dass ihn der Untergang der DDR nicht wundere, denn eine Demokratie, die Bücher macht, die so schlecht riechen, die könne nur scheitern. Innsbruck will mit »Innsbruck liest« auch nicht große Stars in die Stadt holen wie Wien mit John Irving und Simmel z.B. Innsbruck will das auch als Förderung verstanden wissen für diejenigen, die weniger bekannt sind und die Unterstützung noch benötigen können. Für Innsbruck mit den 10.000 verteilten Büchern und für weniger bekannte Autorinnen und Autoren ist das eine große Aktion. Für Irving spielt selbst die Aktion in Wien, wo 100.000 verteilt werden, keine Rolle. Da kann man hier in Innsbruck vielleicht Autoren sogar einen Sprung ermöglichen, eine satte Boje im Lebenslauf. Das finde ich gut. Die Auswahl ist auch mutig, da wird den Leserinnen und Lesern etwas zugemutet, und das finde ich schön. Wenn ich nur an Anna Kim denke mit der »Gefrorenen Zeit« oder das Buch bei der ersten Aktion von Thomas Glavinic, das ist schon gelungen im Großen und Ganzen. Natürlich kann man alles verbessern, aber im Großen und Ganzen ist das eine gelungene Aktion. Und weil das auch von der Stadt ausgegangen ist, zeigt sich, dass sich in der Stadt Innsbruck, in der Politik, einiges sehr positiv getan hat.

Wenn du an der Stelle von Daniela Weiss-Schletterer sitzen würdest, die diese ganze Aktion seitens der Stadt Innsbruck im Kulturamt durchführt, und du bekommst dann nach der Aktion 100 wütende Leserbriefe, die sich aufregen, was das wieder für ein

schwieriges Buch war. Wie würdest du reagieren? Mit einem »Toll, es hat geklappt« oder einem »Oh je, wir müssen nächstes Jahr ein leichteres Buch auswählen«?

Als jemand, der – wenn ich mich richtig erinnere – noch nie einen Leserbrief geschrieben hat, finde ich, dass solche Leserbriefe immer überschätzt werden. Ich würde die fast alle in den Papierkorb werfen, weil sie meist eine sehr einseitige Sichtweise zum Ausdruck bringen. Jemand, der unzufrieden ist, schreibt viel schneller einen Leserbrief als einer, der zufrieden ist.

Die Frage noch einmal anders gestellt. Soll Literatur – bei einer solchen Aktion, meine ich – die Menschen herausfordern und, ja, vielleicht auch ein bisschen frustrieren? Oder sollen die Menschen gut unterhalten werden? Das ist ja unter Umständen auch ein Spagat.

Ich finde, dass die Stadt Innsbruck diesen Spagat sehr gut hinkriegt. Da kracht nichts, das ist sehr geschmeidig. Und es wird immer ein paar Leute geben, die sich aufregen. Bei Leuten, die mit Literatur viel zu tun haben, bei Vermittlern, bei Autoren, hat diese Aktion einen sehr guten Ruf. Den sollte man wegen 15 Leserbriefschreibern nicht aufs Spiel setzen. Es steckt ja auch Zeit und Geld dahinter, die man in Zukunft nicht damit vergeuden sollte, um Heidi und Bambi unters Volk zu bringen. Es gibt eine Jury, die das gut macht. Es gibt zwar immer wieder auch Begehren und Bedürfnisse, auf die dann teilweise auch eingegangen wird. Die Anthologie, die vor einigen Jahren

ausgewählt wurde bei der Aktion »Innsbruck liest«, die ist ein bisschen aus der Reihe gefallen. Ich persönlich wäre eher beim Prinzip geblieben, dass immer ein Buch eines einzelnen Autors oder einer einzelnen Autorin ausgewählt wird. Das war vielleicht auch ein bisschen ein Kompromiss, um die hiesige Szene ein bisschen auch zu beruhigen und zu fördern. Im Großen und Ganzen sollte das so weitergeführt werden, wie es bislang gemacht wird. Das Buch von Margit Schreiner für 2013 ist eine tolle Wahl, finde ich, denn die schreibt nicht schwierig, aber es ist trotzdem literarisch hoch interessant und innovativ. Und dieses konsequente Du in der Erzählung, das kommt ja auch in der Literatur ganz selten vor. Es kommt trotzdem nicht angestrengt rüber.

Und es wird natürlich welche geben, die sich aufregen werden: »Schon wieder so ein deprimierendes Buch! Schon wieder die Probleme einer alleinerziehenden Mutter! etc.«

Und es ist ein sehr aktuelles Buch, und das in einer sehr lesenswerten Form. Ein guter Griff, keine Frage.

Eine letzte Frage, bei der du in die Phantasie ausgreifen darfst: Was würdest du bei »Innsbruck liest« noch besser machen?

(Zögert lange) Es läuft ja eigentlich alles sehr gut. Interessant ist ja, dass die Stadt Innsbruck das auch nur machen kann, wenn sie selbst Sponsorgelder einnimmt. Und das bedeutet natürlich, dass man Kompromisse eingehen muss, die ich persönlich vielleicht

nicht eingehen würde. Eine Lesung in einem riesigen Einkaufszentrum – und ich weiß, wovon ich rede – ist nicht lustig. Für niemanden! Und sie bringt auch nicht viel. Und man könnte sich vielleicht überlegen, wie man die Präsentationsmöglichkeiten für die freie Szene noch verbessert. Und die Buchhandelskette »Thalia« sollte man als Partner vielleicht meiden, denn die hat mit Kulturvermittlung wenig zu tun – im Gegenteil, die ist in Deutschland dafür verantwortlich, dass sie bewusst kleine Buchläden kaputt macht. Das sind jetzt natürlich nur Wünsche, aber du hast ja gesagt, ich darf »phantasieren«.

Ist schon klar, dass man bestimmte Rahmenbedingungen nicht einfach verändern kann.

Vielleicht eines noch. Was mich immer ein bisschen gestört hat, ist, dass alle verdienen: der Verlag, die Druckerei, die Marketingleute etc. Aber ich frage mich, wie viel bei der Autorin oder dem Autor dann bleibt. Vom den verschenkten Büchern bekommen sie ja nichts (und auch sonst nur 8% - 10%). Oder man kann sich natürlich fragen, in welchem Verhältnis das Honorar bei einer Lesung zu dem steht, was die Grafik-Firma bekommt. Aber ich muss auch sagen, dass ich mir das nicht genau angesehen habe.

Vielen Dank für das Gespräch.

Ort: Büro Martin Sexl, Universität Innsbruck

Datum: 15. November 2012

Das Interview führte MARTIN SEXL.

Wie würdet ihr folgenden Satz vervollständigen: »Aufgabe eines Literaturhauses ist...?«

ANNA ROTTENSTEINER: Ich hätte den Vertrag mitnehmen sollen (*lacht*).

Das heißt, die Aufgaben sind vertraglich festgelegt?

ANNA ROTTENSTEINER: Ja, es gibt Kompetenzen, die zwischen dem Land Tirol und dem Literaturhaus vertraglich festgelegt sind, die wir mit formuliert haben und die das ganze Aufgabenspektrum abdecken. Eine Aufgabe des »Literaturhaus am Inn« hier in Tirol – sowie jedes Literaturhauses – ist es, die Literatur vor Ort zu fördern und zu vermitteln, darüber hinaus aber auch die Fäden in den deutschsprachigen und den internationalen Raum zu ziehen; das ist immer ein Austarieren zwischen dem lokalen Raum und dem größeren literarischen Raum, der ja gewissermaßen grenzenlos ist. Eine weitere Aufgabe ist es, ein Kontinuum herzustellen zwischen der Literatur

der jeweiligen Gegenwart und ihren Fäden zurück in die Vergangenheit. Und schließlich auch, Literatur durch Regelmäßigkeit einfach stärker im Bewusstsein zu verankern – das unterscheidet ein Literaturhaus zum Beispiel ganz stark von Festivals, die ja punktuell arbeiten. Literaturhäuser haben eben genau das gegenteilige Vorhaben, nämlich durch kontinuierliche Jahresarbeit den Diskurs »Literatur« im Bewusstsein aufrecht zu erhalten – das würde ich als Hauptaufgabe eines Literaturhauses bezeichnen.

GABRIELE WILD: Ich würde sagen: Literatur ins Gespräch zu bringen – zunächst einmal. Und im Weiteren dann, sogenannte »erkenntnisreiche« Literatur zu vermitteln und ja, auch in Kontakt zu kommen. Mit Autorinnen und Autoren in Kontakt kommen, den Austausch zwischen ihnen zu fördern – das sind ja auch Aufgaben eines Literaturhauses. Eben einen Ort zu schaffen, wo man ins Gespräch über Literatur kommen kann.

Geht es in euren Augen mehr darum, regionale Literatur zu unterstützen und zu fördern, oder geht es stärker darum, Literatur für eine Stadtbevölkerung bzw. regionale Bevölkerung zugänglich zu machen?

ANNA ROTTENSTEINER: Also, ich würde Zweiteres sagen, denn das inkludiert ja auch das Erste.

Das heißt, ihr seht euch nicht unbedingt als Vermittlungsinstanz regionaler Literatur?

ANNA ROTTENSTEINER: Damit ist der Fördergedanke angesprochen, wobei das immer

eine finanzielle Frage ist. Früher wurden mehr bzw. sogar regelmäßig Auftragsarbeiten vergeben, zum Großteil an regionale Autoren und Autorinnen, das ist aber einfach eine Geldfrage. Was wir zur Förderung bzw. Unterstützung beitragen, sind natürlich Lesungen von regionalen Autorinnen und Autoren, aber auch die Rezensionshomepage, wo ausschließlich Tiroler Schreibende besprochen werden. Oder auch die Mitarbeit am »Literaturlexikon Tirol« vom Brenner-Archiv, wir sitzen ja an der Quelle, weil wir immer als Erste erfahren, wenn jemand ein neues Buch publiziert. Es geschieht also viel Arbeit im Hintergrund.

Was macht ihr genau? Wie sieht die Arbeit in einem Literaturhaus aus?

GABRIELE WILD: Wir bekommen jedes Jahr die Frühjahrs- und Herbstprogramme der Verlage zugeschickt und sind zunächst einmal dafür zuständig, diese zu sichten, das heißt zu schauen, welche Autorinnen und Autoren welche neuen Bücher geschrieben haben – in erster Linie immer mit dem Schwerpunkt auf österreichische bzw. Tiroler Literatur. Das ist eine Aufgabe, die zum Beispiel jetzt gerade passiert ist – wir schauen also die Frühjahrsprogramme an, bestellen Leseexemplare, haben auch immer den Anspruch, die Bücher zu lesen, bevor wir sie veranstalten. Zum einen ist es einfach ganz viel Organisationsarbeit, also zum Beispiel das Organisieren von Lesungen. Davor passiert aber die Konzeptarbeit, das heißt, sich zu überlegen: »Wie könnte man diesen Autor veranstalten? Ist er geeignet für eine Einzellesung mit Gespräch oder

ist es klüger, zwei Autoren bzw. Autorinnen gemeinsam einzuladen? Wie gestalten wir überhaupt unser Programm, machen wir vielleicht einen Lyrik-Schwerpunkt, wie bringen wir all die verschiedenen Genres unter?« Der Blick ist natürlich auch immer auf aktuelle Diskussionen gerichtet, gerade, was das »Montagsfrühstück« betrifft. Schön ist auch immer, wenn sich Themenzusammenschlüsse ergeben, wie jetzt zum Beispiel mit Margit Schreiner und Raoul Schrott.

ANNA ROTTENSTEINER: Wir müssen ja von Jahr zu Jahr Subventionsansuchen einreichen, und diesem Ansuchen muss auch immer in groben Zügen das Programm für das nächste Jahr beiliegen – das ist für uns dann immer der Anlass, im größeren Zeitrahmen zu denken und uns zu überlegen: »Was könnte man Neues machen?« Für heuer haben wir zum Beispiel die Reihe »Nahaufnahmen« wieder aufgenommen. Die gab es vor vier, fünf Jahren bereits einmal, und ich finde das eine sehr interessante Reihe: Es geht darum, unbekannte oder vergessene Autoren und Autorinnen, die wir spannend finden, wieder zu vermitteln und dafür Referentinnen und Referenten zu suchen. Das setzt ein großes Wissen voraus, zum Beispiel darüber, wer über welchen Autor kompetent referieren kann, also eine gute Vernetzung zwischen Literaturwissenschaftlern, Journalisten, Schriftstellerinnen.

Das heißt, der Kontakt zur Universität ist sehr wichtig für euch? Um auch zu wissen, wer worüber im literaturwissenschaftlichen Bereich arbeitet?

ANNA ROTTENSTEINER: Ja, der Kontakt zur Wissenschaft bzw. zur Universität, vor allem natürlich zur Innsbrucker Universität, aber auch zum Beispiel zu Forschenden in Wien, ist natürlich sehr wichtig. Auch deshalb, weil wir so Kooperationen schließen können, wenn es darum geht, Autorinnen und Autoren aus dem internationalen Raum einzuladen, die man sich allein vielleicht nicht leisten könnte oder wo man selbst auch gar nicht auf die Idee käme. Es kommen auch immer wieder Impulse von den einzelnen Uni-Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern, und das sind dann auch immer sehr erfolgreiche Veranstaltungen, die unser Programm erweitern.

Gibt es so etwas wie ein »Board« oder ein Gremium, bei dem nicht nur Leute vom Literaturhaus dabei sind, sondern auch Externe, zum Beispiel Wissenschaftler, um sich gemeinsam zu beraten und zu vernetzen?

ANNA ROTTENSTEINER: Bis jetzt eigentlich nur informell, nicht institutionalisiert.

GABRIELE WILD: Mit den Instituten, die uns kennen und die wir kennen, läuft es eigentlich sehr gut, unabhängig davon, ob die Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler an uns herantreten oder umgekehrt.

ANNA ROTTENSTEINER: Und unser Zielpublikum ist ja nicht ausschließlich ein akademisches. Wichtig ist zum Beispiel auch die Literaturkritik, außerdem gehen wir auch Kooperationen mit anderen Literaturveranstaltern ein. Die Uni ist also eine sehr

wichtige Partnerin, aber nicht die einzige.

GABRIELE WILD: Auch die Verlage sind wichtige Kooperationspartner.

Welche Schienen gibt es bei euch? Also außer den Veranstaltungen? Es wurde die Rezensionssseite genannt – was gibt es da noch? Wie ist ein Literaturhaus über die Veranstaltungsschiene hinaus tätig?

GABRIELE WILD: Da gibt es zum Beispiel die Jugendschreibwerkstatt. Seit zwei Jahren versuchen wir, diesen Schwerpunkt auszubauen, letztes Jahr wurden zwei Schreibwerkstätten angeboten, eine für Zwölf- bis Vierzehnjährige und eine für Fünfzehn- bis Neunzehnjährige. Diese finden immer im Sommersemester zu drei Terminen statt unter der Leitung eines Autors – dieses Jahr sind es Sepp Mall und Birgit Unterholzner. Mit diesen Schreibwerkstätten haben wir meiner Meinung nach auf einen Mangel an solchen Angeboten in Innsbruck reagiert. Das könnte man natürlich noch weiter ausbauen im Sinne eines ›Jungen Literaturhauses‹, wie es das in anderen Literaturhäusern zum Beispiel gibt.

ANNA ROTTENSTEINER: Das ist eine neue Schiene, die so nicht im Vertrag steht, weshalb es oft schwierig ist, dafür Geld zu bekommen.

GABRIELE WILD: Im Prinzip hängt leider sehr vieles vom Geld ab, das muss man einfach immer mitdenken.

ANNA ROTTENSTEINER: Eine weitere wichtige

Tätigkeit von uns ist der Literaturkalender für alle Innsbrucker Literaturveranstalter. Die Literaturhäuser haben ja auch die Aufgabe, vernetzend tätig zu sein, also auch die Vernetzung mit kleineren Veranstaltern, die weniger Subventionen erhalten, zu gewährleisten. Im Vergleich zu anderen Literaturveranstaltern sind die Literaturhäuser ja schon gut dotiert.

Das heißt, ihr übernehmt auch die Aufgabe, die einzelnen Literaturveranstalter der Stadt und der Region zu vernetzen?

ANNA ROTTENSTEINER: Genau, Kristin Jenny sammelt im Zweimonatszyklus alle Veranstaltungen, und der Literaturkalender liegt dann in ganz Innsbruck auf. Etwas anderes ist die Vernetzung mit den Tiroler Literaturveranstaltern über Innsbruck hinaus, also Schwaz, St. Johann etc., wo man sich auch trifft und im Austausch ist; und schließlich gibt es auch einen überregionalen losen Zusammenschluss der österreichischen Literaturhäuser. Dieser Zusammenschluss ist inhaltlicher Natur: Für das Projekt ›mitSprache‹ werden im Zweijahreszyklus gemeinsam Ideen ausgearbeitet und Veranstaltungen in ganz Österreich im gleichen Zeitraum zum gleichen Thema abgehalten. Wir haben also lokale, regionale und überregionale Vernetzung. Interessant wäre bestimmt auch eine Vernetzung zum Beispiel mit der Schweiz oder andere Formen der transnationalen, aber regionalen bzw. territorialen Vernetzung, das haben wir schon öfter angedacht. Der Zusammenschluss deutscher Literaturhäuser ist diesbezüglich für uns weniger interessant. Im Hintergrund steht bei uns

immer die Förderung österreichischer Literatur, das darf man nicht vergessen. Literaturhäuser haben ja im Gegensatz zu Buchhandlungen keinen ökonomischen Druck. Wir sind von öffentlichen Geldern subventioniert und deshalb ist eines der wichtigsten Ziele natürlich, dass das Geld wieder zu den Produzierenden zurückfließt. Neulich waren wir bei einem Euregio-Treffen in Bozen, also einem Treffen der Europaregion Tirol, die aus Trentino, Südtirol und Tirol besteht, in Zusammenhang mit der Bewerbung Venedigs 2019 zur Kulturhauptstadt Europas, die den ganzen Nordosten Italiens betrifft. Und da hat man sich auch prinzipiell ausgetauscht, wodurch wir bemerkten, dass man den Kulturfördergedanken in Italien nicht findet. Ebenso wenig ein so ausgeprägtes Stipendiensystem wie in Österreich.

Wobei ich glaube, dass das überhaupt etwas Spezifisches für den deutschsprachigen Raum ist.

ANNA ROTTENSTEINER: Und noch einmal besonders für Österreich. Wenn man an die Verlagsförderung denkt, da schauen ja die Deutschen immer ganz neidisch auf Österreich.

Es ist zum Beispiel auch in Frankreich oder Spanien völlig unüblich, dass Autoren so etwas wie Lesereisen machen und dafür auch noch Geld bekommen. Da gibt es vielleicht einmal eine Buchpräsentation und da bekommt der Autor ein Gläschen Wein spendiert, aber dass Autoren für Lesungen ein Honorar bekommen und dass das auch eine wichtige Einnahme-

quelle für Autoren ist, das gibt es, glaube ich, in anderen Ländern nicht.

GABRIELE WILD: Die Literaturhäuser in Deutschland haben ja auch nicht alle so viel Geld – da gibt es sehr große Unterschiede zwischen den Literaturhäusern in großen Städten wie Hamburg oder Frankfurt, die recht gut ausgestattet sind, und jenen in kleineren Städten, die weniger Budget haben.

ANNA ROTTENSTEINER: Wir können aufgrund der Subventionen zum Beispiel alle Veranstaltungen bei freiem Eintritt machen.

GABRIELE WILD: Eben, in Deutschland wird meistens Eintritt verlangt.

Wie läuft die Finanzierung bei euch genau? Sind das 100% Subventionen oder gibt es auch Sponsorengelder, die eine Rolle spielen?

ANNA ROTTENSTEINER: Nein, Sponsorengelder spielen eine marginale Rolle.

GABRIELE WILD: Wir haben das einmal versucht vor zwei Jahren, wir haben ja verschiedene Träger, bei denen wir Inserate schalten könnten, aber das ist ganz schwierig. Dieses Problem haben eigentlich alle Kulturveranstalter und vor allem die Literaturveranstalter – da wird wirklich gekürzt.

Bei den Subventionen oder bei den Sponsoren?

GABRIELE WILD: Bei den Sponsoren.

ANNA ROTTENSTEINER: Bei den Subventionen wird es insofern weniger, als dass das Budget seit ca. fünf Jahren nicht erhöht worden ist.

Also nicht einmal eine Anpassung an die Inflation?

GABRIELE WILD: Nein, eben.

ANNA ROTTENSTEINER: Aber es stehen jetzt Verhandlungen für 2014 an und da wird man darauf eingehen, das muss jetzt wirklich sein.

Und geht es hier um Stadt, Land, Bund?

ANNA ROTTENSTEINER: Stadt, Land und Bund – alle drei.

Und in welchem Verhältnis ungefähr?

ANNA ROTTENSTEINER: Bund und Land etwa in gleichem Maße, die Stadt geringer, diese ist jedoch am offensten für Sonderprojekte; solche Zusatzfinanzierungen sind bei Bund und Land hingegen so gut wie ausgeschlossen.

Ihr seid ja dem Brenner-Archiv unterstellt?

ANNA ROTTENSTEINER: Ja, wir haben keine infrastrukturellen Kosten, weil wir eben dem Brenner-Archiv angegliedert sind. Als das Brenner-Archiv vor sechzehn Jahren in die Josef-Hirn-Straße übersiedelt ist, gab es den Wunsch vonseiten der Politik und des Brenner-Archivs, hier ein Literaturhaus zu eröffnen. Wir sind aber finanziell und auch in der Gestaltung unseres Programms

autonom. Also es gibt natürlich ebenso wie mit der Uni eine befruchtende Zusammenarbeit, wenn das Brenner-Archiv zum Beispiel literarische Editionen herausgibt oder auch über verschiedene Nachlässe; es greift ineinander, aber wir sind hauptsächlich mit unserem Schwerpunkt »Gegenwartsliteratur« befasst, der sich jedoch gut ergänzt mit der historischen Ausrichtung des Archivs als kulturellem Gedächtnis.

Ist diese enge Vernetzung mit dem Brenner-Archiv auch manchmal problematisch? Logistisch, strukturell, organisatorisch?

GABRIELE WILD: Am ehesten organisatorisch, würde ich sagen, da wir uns ja die Räumlichkeiten teilen. Wir stoßen schon immer wieder an räumliche Grenzen. Ansonsten ist die Zusammenarbeit absolut in Ordnung und wichtig für uns, solange wir unseren autonomen Status bewahren können – und den wollen wir bewahren, das heißt: Man kann uns Vorschläge machen, aber wir schauen natürlich, ob es ins Programm reinpasst. Aber durch die räumliche Nähe steht uns die Archivarbeit einfach auch nahe und wir bekommen mit, woran gearbeitet wird und welche Themen behandelt werden – das ist sehr interessant und spannend.

ANNA ROTTENSTEINER: Und über das Brenner-Archiv kommt natürlich auch sehr stark die Tiroler Schiene hinein.

GABRIELE WILD: Ein weiterer positiver Aspekt ist auch, dass wir durch unsere Veranstaltungen das Archiv im öffentlichen Bewusstsein präsent halten.

Vielleicht kurz zur Mitarbeiterstruktur: Wieviele Leute arbeiten im Literaturhaus, wieviele leben davon, und wie ist das im Vergleich zu anderen Literaturhäusern, eurer Erfahrung nach?

ANNA ROTTENSTEINER: Wir sind vier Frauen, und jede ist Teilzeit, also halbtags angestellt, plus minus 5 Stunden. De facto zwei Ganztagsstellen. Die Abende fallen jedoch nicht in diese 20 bzw. 25 Stunden hinein. Es besteht eigentlich wenig Austausch darüber, wie das in anderen Literaturhäusern ist, ebenso wie über finanzielle Dinge, ich weiß nicht genau, warum. Das Interessante ist, dass eigentlich fast jedes Literaturhaus in Österreich eine ganz eigene Konstruktion hat.

Das heißt, sie sind nicht vergleichbar in Bezug auf logistische und administrative Strukturen?

ANNA ROTTENSTEINER: Nein, die sind fast nicht vergleichbar. In Salzburg zum Beispiel gibt es ein ganzes Haus, das »Literaturhaus« heißt, in dem aber neben dem eigentlichen Literaturhaus auch noch andere Literaturvereine untergebracht sind, zum Beispiel die »Leselampe« oder »erostepost«. Das ist wieder eine ganz andere Konstruktion. Oder das Literaturhaus Wien hat zum Beispiel die »IG Autorinnen Autoren« im Haus sowie die Übersetzergemeinschaft und eine Bibliothek. Das »Musil-Haus« in Klagenfurt wiederum ist stärker als wir an die Universität angegliedert – es ist jedes Haus aus den Möglichkeiten vor Ort heraus entstanden.

Seid ihr zufrieden mit der Struktur,

wie sie in Innsbruck gegeben ist, oder habt ihr das Gefühl, man müsste etwas anders organisieren? Oder anders formuliert: Was fehlt euch?

ANNA ROTTENSTEINER: Also ich könnte mir schon gut vorstellen, ein ganzes Haus zu haben. Das ist natürlich ein Wunsch, der schon immer wieder deponiert wird, aber das ist einfach ganz schwer realisierbar, angesichts der Ressourcen, die die Subventionsgeber haben. Natürlich hätten wir auch gern ein Café dabei. Also wir waren jetzt zum Beispiel bei dem Bürgerbeteiligungsprozess rund um die Hungerburgrotunde präsent und haben eingebracht, dass wir uns in der Talstation sehr gut ein Literaturhaus vorstellen könnten.

Also nicht in der Rotunde, sondern in der Talstation?

ANNA ROTTENSTEINER: Genau, denn die Rotunde wäre für so etwas ja überhaupt nicht geeignet. Aber das stößt auf wenig Gegenliebe bei den Subventionsgebern.

Weil zu teuer?

ANNA ROTTENSTEINER: Ja, schon. Vielleicht müsste man mehr Lobby-Arbeit betreiben oder was auch immer.

GABRIELE WILD: Im Prinzip hätten wir ja viel zu präsentieren. Wir haben ja auch eine kleine Bibliothek, wir haben Zeitschriften, wir hätten natürlich Ideen, wie man das alles noch mehr unter die Leute bringen könnte. Ja, vielleicht hat man manchmal

schon das Gefühl, im Sinne der »Literatur als Migrantin«, dass die Literatur immer so ein bisschen auf die Seite gedrängt wird. Beim Haus der Musik sagt jetzt auch niemand: »Warum brauchen wir das?«

Wobei ich das Gefühl habe, dass die Situation für Literaturveranstalter in Österreich und auch in Tirol und Innsbruck relativ günstig ist; ich habe das Gefühl, es gibt schon viele Leute, die Literatur veranstalten – zum Beispiel Markus Köhle mit dem Poetry Slam oder Robert Renk mit »8ungKultur« – und zwar nicht reich damit werden, aber sich finanzieren können. Also die Situation erscheint mir nicht total ungünstig.

ANNA ROTTENSTEINER: Nein, natürlich nicht. Tirol und Innsbruck haben eine sehr lebendige Literaturszene. Insofern denke ich mir, es bräuchte nicht ein zentrales Literaturhaus, sondern ein Haus, das alle Literaturveranstalter gemeinsam bespielen. Das würden wir nicht ausschließlich für uns beanspruchen. Also wir möchten schon Verschiedenes unter einem Dach versammeln, wobei das, wie man zum Beispiel aus Salzburg weiß, auch immer wieder gewisse Probleme mit sich bringt. Aber wie du sagst – Innsbruck kann sich durchaus mit Wien vergleichen, was die Lebendigkeit der Literaturszene angeht.

GABRIELE WILD: Die Vernetzung funktioniert sogar besser, vielleicht auch aufgrund des Literaturkalenders. In Wien hat man oft den Eindruck, dass der eine gar nicht genau weiß, was der andere so macht. Manche

gehen eher zur Österreichischen Gesellschaft für Literatur, manche gehen eher ins Literaturhaus, usw. Vielleicht liegt das aber auch daran, dass man in Innsbruck überall schnell hinkommt und alles näher beieinander liegt.

Also es geht euch schon darum, einen »Ort der Literatur« zu haben?

GABRIELE WILD: Ja. Das Problem hier oben am Brenner-Archiv ist ja auch, dass es eigentlich abgeschlossen ist, am Nachmittag muss man läuten, um hineinzukommen, es ist kein Kommen und Gehen möglich, und das erschwert einen Austausch mit Interessierten.

Dann ist es noch im 10. Stock, man muss mit dem Lift fahren ...

GABRIELE WILD: Ja genau, es gibt einfach Barrieren, es gibt den Lift, wir müssen sichern, das heißt, die Alarmanlage einschalten etc. Letztes Jahr hat sich zum Beispiel einmal ein junger Literat getraut, einfach so bei uns vorbeizukommen und mit uns über seinen Text zu reden – so etwas würde vielleicht öfter passieren, wenn wir eine barrierefreiere Situation hätten.

ANNA ROTTENSTEINER: Wobei die Kommunikation und Vernetzung dann eben großteils außerhalb des Büros passiert. Jede von uns hat ihre Kontakte, man trifft sich mit Autoren außerhalb, spricht über Texte – aber das verstehen wir ja schon gar nicht mehr unter Arbeit. Arbeit und das Persönliche vermischen sich bei uns sehr, aber das ist auch gut so.

GABRIELE WILD: Ohne das ginge es eigentlich gar nicht, muss man sagen.

Wie ist euer Verhältnis zu anderen Literaturveranstaltern, zum Beispiel zu Orten wie der »Bäckerei« oder Personen wie Robert Renk mit »8ungKultur«? Gibt es da Zusammenarbeit, ist es ein Nebeneinanderher, gibt es Konkurrenz? Wie nehmt ihr das wahr?

ANNA ROTTENSTEINER: Es hat sich weg von einem Konkurrenzdenken hin zu einer Basis der Zusammenarbeit entwickelt, insbesondere mit jenen Veranstaltern, die wirklich in einem ähnlichen Segment arbeiten, zum Beispiel eben mit Robert Renk und »8ungKultur«. Manchmal machen wir gemeinsame Veranstaltungen, wir schätzen Robert aber auch sehr als Moderator für unsere eigenen Veranstaltungen, und man tauscht sich im Vorfeld über die geplanten Veranstaltungen aus, um sich nicht in die Quere zu kommen. Also ich würde sagen, das ist eine sehr wertvolle und professionelle Zusammenarbeit.

Das war aber nicht immer so, wie ich zwischen den Zeilen lese ...

ANNA ROTTENSTEINER: Naja, es hat sich schon verändert. Wie es vor meiner Zeit war, kann ich nicht sagen, aber ich habe meine Position im Literaturhaus schon immer als integrierend gesehen, dass man aufeinander zugehen und die Zusammenarbeit suchen soll.

GABRIELE WILD: Mit St. Johann und Schwaz gibt es auch eine gute Zusammen-

arbeit. Wenn wir zum Beispiel Clemens Setz einladen, fragen wir: »Wollt ihr ihn auch einladen?«, dann teilt man sich zum Beispiel die Reisekosten. Die Veranstalter dort schätzen das, glaube ich, auch sehr, weil wir vielleicht schneller an den Kontakt herankommen und sie es sich allein vielleicht auch nicht so gut leisten könnten.

ANNA ROTTENSTEINER: Mit Robert Renk bin ich zum Beispiel auch gemeinsam im Kulturbeirat des Landes Tirol – man trifft sich also auch in anderen Kontexten und redet dort über Literatur.

Und wie sieht das Verhältnis zu ökonomisch orientierten Literaturvermittlern aus, zum Beispiel zu Buchhandlungen? Gibt es da Zusammenarbeit?

ANNA ROTTENSTEINER: Wenig. Es steckt einfach ein anderes Konzept hinter den Veranstaltungen. Die Buchhandlungen werden natürlich jene Autoren und Autorinnen einladen, von denen sie sich den größten Buchverkauf erwarten – das müssen wir nicht.

GABRIELE WILD: Mit der »Studia« gibt es schon eine recht gute Zusammenarbeit. Wir stehen in regem Austausch miteinander, wodurch sich immer wieder interessante Verbindungen ergeben.

ANNA ROTTENSTEINER: Für uns gehört es zur Literaturvermittlung dazu, dass wir sehr gute Einführungen zum Autor vorbereiten und auch oft Gespräche führen, und das ist eine Kultur, die in den Buchhandlungen verloren gegangen ist.

Und wir sehen es nicht als unsere Aufgabe, diese wieder in die Buchhandlungen zu bringen. Es gibt also große Unterschiede.

Ich würde gerne zu den Kompetenzen von Literaturveranstaltern kommen bzw. von den Leuten, die in Literaturhäusern arbeiten – also zu euren Kompetenzen. Was muss man denn können, was muss man mitbringen, um in einem Literaturhaus Literatur zu vermitteln, Literatur zu veranstalten? Und eine zweite Frage gleich angehängt: Kann man das lernen?

GABRIELE WILD: Das ist eine interessante Frage. Zunächst einmal würde ich sagen, was man auf jeden Fall mitbringen muss, ist wirklich – und ich rede jetzt ganz von mir persönlich, ich kann das nicht verallgemeinern – die Liebe zu Büchern, die Lust am Lesen und am Auseinandersetzen mit Literatur. Dass man wirklich den Text schätzt, Lust hat, sich damit zu beschäftigen, und auch, das vermitteln zu wollen. Und, was ich auch immer wichtig fand: Dass man auch den Autor schätzt, also nicht nur den Text, sondern eben auch den Autor, die Autorin, dass man ein Gespür dafür hat, wie man mit ihm umgeht, ihn herholt, wie man ihn betreut – und dass man das auch will. Mir ist es einfach immer wichtig, dass sich jemand, den wir einladen, bei uns wohl fühlt. Es geht hier um ein Gefühl, das man reinlegen muss und das man auch mitbringen muss. Ob man das erlernen kann, weiß ich nicht.

Das sind jetzt kommunikative Kompetenzen und auch so etwas wie Leidenschaft für den Gegenstand, den man vermittelt.

Wenn ich jetzt gemein nachhake, würde ich sagen: »Das ist aber wahrscheinlich noch zu wenig, oder?« Vielleicht sollte man auch eine Abrechnung machen können (*lacht*).

ANNA ROTTENSTEINER: Ja klar, das ist eine wichtige Sache, aber wir verteilen ja die Aufgaben innerhalb des Teams. Das ist jetzt unsere Sicht, weil wir einfach für die inhaltliche Schiene zuständig sind.

Also ihr zwei seid für die inhaltliche Arbeit zuständig?

ANNA ROTTENSTEINER: Genau. Dann haben wir noch Kristin Jenny im Team, die macht die Geschäftsführung, die ganzen Abrechnungen, Buchhaltung, dann auch den Kontakt mit den Geldgebern, gemeinsam mit mir als Leiterin. Außerdem macht sie noch die Pressearbeit. Verena Gollner ist für Homepage und Logistik zuständig und betreut, wie jede von uns, noch einige eigene Projekte. Dadurch, dass wir alle in einem Büro sitzen, ist der Austausch sehr groß und sehr wichtig.

GABRIELE WILD: Wichtig ist natürlich auch die organisatorische Kompetenz. Das ist das, was man lernen kann: »Was brauche ich alles, damit eine Veranstaltung funktioniert? Sie muss im Programmheft drin stehen, ich muss Fotos anfordern, ich muss den Text dazu verfassen, die Homepage aktualisieren usw.« Also Öffentlichkeitsarbeit, Organisation, Finanzielles, das kann man alles lernen. Und durch ein passendes Studium – für mich war das Germanistik-Studium sehr wichtig – bringt man natürlich die Kompetenz mit,

mit einem Text umzugehen. Man weiß: »Was finde ich wichtig und erkenntnisreich an einem Text und möchte ich daher vermitteln?« Aber neben diesen erlernbaren Kompetenzen gibt es eben auch die Gefühlsebene, die einem zum Beispiel sagt, ob eine Veranstaltung so wahrscheinlich funktionieren wird oder nicht. Das hängt auch immer sehr von den involvierten Personen ab, dem Moderator, der Autorin, wie die Kommunikation zwischen ihnen funktioniert.

ANNA ROTTENSTEINER: Das kommt auch mit der Erfahrung. Man wächst auch mit der Arbeit, es ist eine Arbeit, die einem selbst sehr viel gibt. Das darf man nicht unterschätzen – und das fließt dann wieder in die Arbeit zurück. So habe ich es erlebt. Im Kontakt mit den Texten und mit den Menschen, die die Texte schreiben, wächst man. Oft kennen wir den Text bevor wir den Autor kennen, aber es ist etwas durchwegs Bereicherndes, dann den Autor, die Autorin, kennenzulernen. Das empfinde ich auch als ganz großen Vorteil der Wissenschaft gegenüber. Und deshalb finden wir es auch wichtig, dass sich Studenten und Studentinnen, die sich mit Literatur auseinandersetzen, ins Literaturhaus kommen. Weil man dadurch schon einen anderen Bezug zur Literatur bekommt – ich meine jetzt gar nicht in Bezug auf die Frage »Ist das autobiographisch oder nicht?«, sondern einfach, dass man erfährt, da ist ein Mensch, der das geschrieben hat, und der steckt mit seiner Person im Text drin. Ein Mensch ist da drinnen in dem Buch, mit seinen Gedanken und mit seiner Art, sich mit der Welt auseinanderzusetzen.

Der Autor ist ja auch in einem ganz alltäglich-pragmatischen Sinne mit dem Buch verknüpft, denn es geht ja auch um Fragen wie: »Kann ich von meiner Kunst leben?« Es geht ja nicht nur um den Schreibprozess oder um den Text als solchen, sondern um das ganze Drumherum.

ANNA ROTTENSTEINER: Und ich fände schon wichtig, das auch den Studierenden zu vermitteln. Weil sie dann vielleicht auch anders an Texte herangehen würden.

Würdet ihr sagen, dass ein Studium für eure Tätigkeit Voraussetzung ist?

GABRIELE WILD: Ich denke, es kann einem helfen. Ich weiß dann einfach so Dinge wie zum Beispiel: Wo kann ich recherchieren? Wie setze ich mich mit einem Text auseinander? Ich habe mich zum Beispiel während des Studiums viel mit Literaturkritik beschäftigt und es hat mich immer schon interessiert, welche Zugänge zu Literatur es gibt, welche Kriterien man an einen Text anlegen kann – das hat mir sicher geholfen. Wenn ich aber mit unseren PraktikantInnen, die im Rahmen ihrer Praxiserfahrung auch zwei eigene Veranstaltungen organisieren, rede, sage ich ihnen schon, dass es bei uns vor allem um Literaturvermittlung geht und nicht darum, einen akademischen Vortrag zu halten. Aber an den Bausteinen aus dem Studium – zum Beispiel Kategorien wie »Sprache, Inhalt und Form«, um jetzt nur ein Beispiel zu nennen – kann man sich schon weiterhin orientieren. Aber natürlich kann man sich auch autodidaktisch sehr viel aneignen.

ANNA ROTTENSTEINER: Das Studium, würde ich sagen, ist die erste Ebene, die einen auch zu dieser Arbeit hinführt, aber im weiteren Verlauf dann nicht mehr die wichtigste. Ich schreibe jetzt zum Beispiel auf eine andere Art über Texte als früher.

Ihr trennt das so: »Hier die Wissenschaft, dort das, was wir machen.«

ANNA ROTTENSTEINER: Ja, weil es schon eine andere Art ist, über Literatur zu sprechen und zu reflektieren. Ich will es jetzt nicht gegeneinander ausspielen, aber ...

... es sind auch andere Aufgaben.

GABRIELE WILD: Ja, genau. Deshalb spreche ich auch immer von »Literaturvermittlung«. In einem Literaturhaus haben wir eben ein sehr vielfältiges Publikum sitzen, und ich möchte jedem einzelnen davon die Lust am Lesen vermitteln. Wir versuchen also, einen direkten Zugang zu Literatur zu bieten, und sind darin wohl freier als die Wissenschaft. Vielleicht sehe ich das auch so aufgrund meiner Erfahrung mit wissenschaftlichen Vorträgen, wo es immer um den Text geht, das Textmaterial. Das ist schon auch spannend, aber ich möchte einen direkteren Zugang zu Literatur vermitteln. Eine Lesung ist ja auch ein ganz unmittelbares Geschehen. Da sitzt das Publikum, da sitzt der Autor, danach vermischt sich alles – das ist ja das, was die Lesung für mich spannend macht.

ANNA ROTTENSTEINER: Ich lasse mich mittlerweile sehr oft einfach inspirieren, wenn ich über Texte schreibe. Es geht mir

vielleicht gar nicht mehr so um eine Analyse des Textes, sondern darum, was mich an dem Text fasziniert – und das möchte ich auch vermitteln. Die Begeisterung, die man für ein Buch hat, in dem zu transportieren, wie man darüber spricht. Ohne es zu sehr zu loben oder zu übertreiben, das wirft einem das Publikum dann nämlich vor (*lacht*). Emotion und Intelligenz im Sinne von »intelligere« gehören da ganz eng zusammen. Das bringt man in die Arbeit ein und das bekommt man auch von der Arbeit.

Wenn jetzt jemand noch sehr junger zu euch sagen würde: »Mich interessiert diese Arbeit, ich würde gerne in einem Literaturhaus arbeiten« – was würdet ihr dem oder der raten? Wie kann man da einsteigen, wie kann man da Fuß fassen? Oder ist das so kontingent und von Zufällen geprägt, dass man da ohnehin nicht viel raten kann?

ANNA ROTTENSTEINER: Naja, ich habe die Gabi zum Beispiel schon beobachtet (*alle lachen*). Also man sieht sich natürlich schon um und überlegt, wen man sich für diese Arbeit gut vorstellen könnte.

Aber hast du damals dezidiert jemanden gesucht?

ANNA ROTTENSTEINER: Ja, ich arbeite lieber zu zweit, auch in der Programmgestaltung. Ich finde den Austausch sehr wichtig, damit das Programm nicht nur die Handschrift eines einzigen Menschen trägt. Man muss sich auch ansehen, was jemand für Erwartungen an die Arbeit in einem Literaturhaus hat; es ist ja nicht so, dass man hier nur

15 Stunden lang sitzt und liest. Die Lese-Arbeit passiert zum Großteil außerhalb der Arbeitsstunden. Man muss Freude am Austausch, am Kontakt haben, aber auch am Organisieren und am Terminisieren – und das kann man dann mit Inhalten verbinden.

GABRIELE WILD: Was ich jemandem raten würde, der sich für unsere Tätigkeit interessiert, wäre, wirklich zu vielen Literaturveranstaltungen zu gehen. Das finden wir sehr wichtig – man muss ein Gefühl für diese Veranstaltungen bekommen und wissen, wie das so abläuft. Das fehlt mir oft bei den StudentInnen. Wenn man in diesem Bereich arbeiten will, gehört das auf jeden Fall zu den wichtigsten Dingen. Weiters finde ich die Auseinandersetzung mit Gegenwartsliteratur sehr wichtig. Auch dass man weiß, was in den Zeitungen darüber geschrieben wird. Mir persönlich hat diesbezüglich sehr geholfen, dass ich lange im Zeitungsarchiv gearbeitet habe und dadurch sehr viele Namen kennen gelernt habe. Die Kenntnis der Gegenwartsliteratur, insbesondere der österreichischen und der Tiroler, ist für unsere Arbeit Voraussetzung.

Das heißt, man muss schon auch schauen, dass man auf dem Laufenden ist und bleibt?

GABRIELE WILD: Ja, wenn ich einmal jemanden einstellen würde, würde ich jemandem nehmen, der einfach Namen kennt, Texte kennt – sonst muss man ja eigentlich ganz von vorne anfangen. Diese Voraussetzung finde ich schon sehr wichtig, ja.

Vielleicht noch zwei, drei Sätze zum Thema »Innsbruck liest«. Wie seht ihr diese Aktion? Läuft sie gut, könnte sie besser laufen, was könnte man ändern?

ANNA ROTTENSTEINER: Ich kann mich noch gut an das erste Treffen der damaligen Bürgermeisterin Hilde Zach mit den Literaturveranstaltern erinnern und wie wichtig das damals für sie war, sie war wirklich Feuer und Flamme für diese Aktion. Hilde Zach hat wirklich ihr Herzblut in diese Aktion hineingelegt. Und es hat sich mittlerweile institutionalisiert – wie es jetzt bei den Lesern und Leserinnen ankommt, diese Frage müsste man den Innsbruckern und Innsbruckerinnen stellen. Wie sehr schätzen sie das, dass sie einmal im Jahr ein Buch bekommen und die Möglichkeit haben bzw. hätten, darüber zu diskutieren. Das war ja letztes Jahr mein Kritikpunkt: Ich wollte anregen, dass man stärker auf die Rezeption durch die Bürger und Bürgerinnen eingeht und weniger darauf, wie die Literaturveranstalter das sehen. Was ich positiv finde, ist, dass es sich geöffnet hat und man weggeht von den klassischen Literaturveranstaltungsorten hinein in die Stadt, zum Beispiel ins DEZ. In diese Richtung könnte man noch stärker gehen.

GABRIELE WILD: Ich denke auch, dass das der Weg sein sollte: Konzepte finden, um direkter mit den LeserInnen in Kontakt zu kommen. Zum Beispiel in Form eines Blogs, auf dem Leser und Leserinnen ihre Eindrücke beschreiben können – darum soll es ja in erster Linie gehen. Hier gäbe es die Chance, andere Konzepte zu finden, viel-

leicht mehr in den Bibliotheken zu machen oder eben an anderen öffentlichen Orten.

ANNA ROTTENSTEINER: Einen sehr guten Weg finde ich auch, gezielt mit Vereinen – wie zum Beispiel dieses Jahr mit der Plattform für Alleinerziehende – zusammenzuarbeiten, die thematisch mit dem jeweiligen Buch zusammenpassen. Die Diskussionen an Orten stattfinden lassen, wo sie thematisch hinpassen.

Wie beurteilt ihr die Auswahl der Bücher? Der Auswahlprozess läuft in anderen Städten ja zum Teil anders – in Wien habe ich zum Beispiel das Gefühl, dass immer ein möglichst bekannter Autor genommen wird, zum Beispiel Vargas Llosa, von dem man sich dann vielleicht auch einen Werbeeffekt für die Stadt erhofft. Das ist in Innsbruck anders.

ANNA ROTTENSTEINER: Ja, das finde ich in Innsbruck sehr gut. Man hat schon das Gefühl, dass hier versucht wird, ein Buch zu finden, das bestimmten literarischen Qualitätskriterien entspricht, aber auch thematisch am Puls der Zeit ist und viele Menschen betrifft, in Innsbruck wie anderswo. Und gerade deshalb finde ich es auch so wichtig, mit den Lesern und Leserinnen in Kontakt zu treten, um eben zu wissen, was die vielen dazu sagen und was sie bewegt.

Vielen Dank für das Gespräch.

Ort: Universität Innsbruck

Datum: 31. Jänner 2013

Das Interview führte MARTIN SEXL.

Wo liest du?

Überall, wo ich Zeit finde. Beim Essen die Zeitung, vor dem Zubettgehen, im Urlaub, unterm Tag zu Hause z.B. bei Schlechtwetter, wenn ich hin und wieder mit dem Zug unterwegs bin, ...

Wie liest du?

Stehend, sitzend, mit offenen Augen, mit Brille.

Brauchst du eine bestimmte Leseumgebung, z.B. Ruhe, Couch, Zug, Badewanne, Bett?

Überhaupt nicht. Wenn mich ein Buch fesselt, vergesse ich meine Umgebung. Ruhe allerdings brauche ich schon.

Wo/Wie könntest du nicht lesen?

Wie gesagt: Ich brauche einen Platz, der mir Ruhe bietet.

Warum?

Da mich starker, überlauter Lärm oder große Unruhe ablenken.

Wann liest du? (Bestimmte Uhrzeit, bestimmtes Befinden/ bestimmte Stimmung ...)?

Es gibt keine konkrete Uhrzeit. Ich lese, wenn ich Zeit dafür habe, ich lese aber auch, wenn ich das Bedürfnis verspüre, zur Ruhe kommen zu wollen.

Sind es im Großen und Ganzen freiwillige oder erzwungene Lesekontexte?

Ich darf den Luxus der absolut freiwilligen Lesekontexte genießen. Ich wähle die Bücher sowie die Zeit, in der ich die Bücher lese, mehr oder weniger selbst aus.

Warum liest Du? (z.B. Interesse, Verpflichtung, Beruf, Entspannung, Hobby, Wissen ...)?

Ich lese die Zeitung aus Interesse an Information hinsichtlich Aktuellem. Aber auch die private Lektüre birgt unter anderem eine Art Sehnsucht nach Wissen: Jedes Buch birgt ein kleines Geheimnis. Mit meinen kleinen Enkeln lese ich, um ihnen eine Freude zu machen; noch lese ich ihnen vor, bald aber wird mir vielleicht von ihnen vorgelesen ...

Hast du, deinem Bedürfnis und deinen Wünschen entsprechend, genügend Zeit zum Lesen/um dem Lesen nachgehen zu können?

Ja. Ich kann mir eigentlich so viel

Zeit zum Lesen nehmen, wie ich will. Die Zeit habe ich und trotzdem nehme ich sie mir nicht immer.

Würdest du gerne mehr lesen?

Nein, eigentlich nicht! Eventuell würde ich es in Erwägung ziehen, wenn ich im Vorhinein schon die Garantie für mich hätte, dass sämtliche Bücher, die ich zu lesen gedenke, dann beim Lesen auch zur Gänze meinen Geschmack treffen. Aber das geht nicht!

Hast du »Harry Potter« gelesen?

Nein.

Warum nicht?

Ich mag keine Literatur, die auftritt wie eine bloße und einzige Modeerscheinung. Wenn auf einmal auf der halben Welt Menschen stundenlang für ein Buch Schlange stehen, dann stimmt das für mich nicht mehr.

Stichwort Literaturverfilmungen: Schaust du dir Literaturverfilmungen (gerne) an?

Wenn ich ein Buch kenne bzw. mir ein Buch, das ich gelesen habe, gut gefallen hat und es besteht dann die Möglichkeit, sich den Film anzusehen, dann interessiert es mich schon. Leider bin ich dann von den Verfilmungen aber sehr oft ziemlich enttäuscht. Auch die umgekehrte Variante mag ich nicht, sprich: zuerst die Verfilmung, dann das Buch. Für mich ebenfalls eine enttäuschende Variante. Zuerst das Buch und dann der Film kommt für mich aber in Frage, da ich nicht ungern

Vergleiche ziehe. Am Ende stelle ich dann, wie gesagt, sehr häufig fest, dass das Buch für mich letztlich mehr hergibt. Meine Phantasie fühlt sich im Hinblick auf das geschriebene Wort wohl weniger eingeschränkt, vorgegebene Bilder schränken die Phantasie mehr ein und machen wohl, wie es scheint, auf lange Sicht auch träge ...

Und wie denkst du im Allgemeinen über Literaturverfilmungen?

Ich finde den Versuch lobenswert, aber nur um des Versuches willen. Witzig finde ich, dass man immer hört, viele Romane seien unverfilmbar, und am Ende versucht man es dann aber doch. Da lockt dann wohl doch der Profit (*lacht*). Es gibt aber auch für meinen Geschmack gute Literaturverfilmungen, z.B. »Der Herr der Ringe« brachte mich zum Staunen, das Buch zum Träumen.

Kennst du die Aktion »Innsbruck liest«?

Ja, seit dem ersten Jahr. Wenn mich jetzt nicht alles täuscht, dann war »Der Kameramörder« das erste »Innsbruck liest«-Buch.

Wie findest du die Aktion?

Ich finde die Aktion lobenswert für Innsbruck. Für mich persönlich jedoch überflüssig, da bis jetzt nie ein Autor bzw. ein Buch dabei war, der/das mich angesprochen hat. Ich persönlich finde da die Aktion »Sprachsalz« besser. Es sind beim »Sprachsalz« ja zumindest mehrere Autoren und Autorinnen dabei und so ist für jeden Einzelnen am Ende die Chance viel höher, dass etwas

dabei ist, was gefällt und anspricht.

Wie findest du den Preis für Bücher? Angemessen? Zu hoch?

Gebundene Bücher finde ich preislich zu hoch. Trotzdem möchte ich das jetzt absolut nicht als ein Problem darstellen, da man nach ein paar Monaten in der Regel Taschenbücher kaufen kann und, wenn es wirklich auf genau diese Preisdifferenz ankommen sollte, dann denke ich, dass es meistens kein Problem sein sollte, auf das Taschenbuch zu warten. Außer man braucht es aus irgendeinem Grund wirklich so richtig dringend. Ich verspüre nie eine solche Eile, das Buch so schnell wie möglich nach Erscheinung lesen zu wollen. Ich zum Beispiel habe da immer die Zeit, auf die Taschenbuchausgabe zu warten.

Gehst du in die Bibliothek?

Nein, und das ist jetzt wohl eine schlechte Angewohnheit (*lacht*)? Allerdings werde ich diese Angewohnheit jetzt auch nicht mehr ändern.

Warum?

Da gibt es ein Zitat von Nietzsche, das lautet: Angewöhnung geistiger Grundsätze ohne Gründe nennt man Glauben. Mehr möchte ich dazu jetzt auch nicht sagen, das artet dann aus. Da geht es um Gewohnheiten, die man sich im Laufe eines Lebens schon abgewöhnt hat, und wenn das dann am Ende recht viele sind, dann hat man irgendwann keine Lust mehr und fragt sich

mitunter auch, ob es wirklich so wichtig ist, sich auch noch die eine, vielleicht letzte schlechte Angewohnheit auszutreiben.

Wie oft im Jahr gehst du in eine Buchhandlung?

Hm, ja (*überlegt*) vielleicht über 50 Mal. Ich gehe mindestens einmal pro Woche in die Buchhandlung, damit ist die Zahl jetzt ja eigentlich implizit auch schon genannt.

Was ist dein Lieblingsbuch?

Was ist, wenn ich dir nun sage, dass ich gar kein Lieblingsbuch habe, sondern eine Menge Lebensabschnittsliebingsbücher?

Welches Buch würdest du weiterempfehlen?

Ich kann vielleicht *jemandem* ein Buch weiterempfehlen, aber auch nur, wenn ich den Menschen kenne. Es gibt so ad hoc kein Buch, das ich *generell* weiterempfehlen würde, da müsste ich – wenn schon – Hunderte weiterempfehlen, eines wäre eine Lüge. Aber wie gesagt, wenn ich den Menschen kenne, wird es schon ein bisschen einfacher (*lacht*).

Wann findest du ein Buch gut?

Ein Buch muss in mir ein Gefühl auslösen, ungefähr so: »Ja, das kenne ich«, »Echt, wow, das kenne ich ja gar nicht!«, »Das möchte ich kennen!«, »Darüber will ich mehr wissen!« ... Ein Buch kann mir auch gerne eine oder mehrere Fragen beantworten. Ich finde

es aber, wie gesagt, ebenfalls sehr schön, wenn ich, weil ich genau dieses Buch lese, anfangs, Fragen zu stellen ... Und dann gibt es halt auch noch so Floskeln wie »Es sollte die Phantasie anregen«, an denen aber oft tatsächlich auch was dran ist!

Die von dir bevorzugte Gattung?

Eigentlich Romane. In jüngerer Zeit insbesondere Bücher über Geschichte und Anthropologie.

Welches Buch liest du gerade?

»Vermächtnis« von Jared Diamond.

Deine persönlichen Gedanken über Lesen und Didaktik?

Für mich war es sehr wichtig, in der Schule Literatur vermittelt zu bekommen. Wie das in der heutigen Zeit in den verschiedenen Schultypen genau praktiziert wird, da habe ich ehrlich gesagt kaum Einblick und kann deshalb auch nicht so viel dazu sagen, außer, dass es für mich persönlich schon was sehr Positives ist, wenn Kinder zur Literatur gebracht werden. Pädagogische Möglichkeiten gibt es da mit Sicherheit genügende. Es kommt dann halt insbesondere auf die einzelnen Lehrer, Pädagogen, Professoren etc. an, ob die sich sowas antun wollen, und wenn ja, in welchem Ausmaß. Oder ob sie, sollte in den Lehrplänen Manches vielleicht nicht ausreichend verankert sein, denen einfach, ohne auch nur einmal nach links und rechts zu blicken, uneingeschränkt folgen wollen.

EIN LESER

Wie waren deine Erfahrungen in der Schule hinsichtlich des Lesens?

Eigentlich bin ich durch das Gymnasium und den Literaturunterricht so richtig für das Lesen fit gemacht worden. Die großen deutschen Dichter haben mich für das Lesen begeistert.

Hattest du lesende Vorbilder zu Hause?

Nein, gar nicht! In meiner früheren Jugend bereitete es meiner Mutter zwar eine Freude, mir Bücher zu schenken, aber das waren dann ausschließlich Bücher wie die »Dolomiten sagen« oder Bücher über Berge. Aber als ich dann anfing, Literatur zu konsumieren, war ihre Freude vorbei und sie hatte dann wirklich auch Probleme damit, weil es ihr nicht gefiel, dass ich Anderes las, als sie es sich für mich ausgedacht hatte. Ich bin schon als Kind nie in eine Bibliothek gekommen, da meine Eltern beide absolut keine Leser waren, ebenso wenig meine Geschwister.

Gab es zu Hause ein paar Bücher? Wenn ja, welche?

Zu Hause standen ein paar Bücher rum. Das waren Bücher über Südtirol, über Berge oder ein paar Zeitschriften, die irgendwer, der vielleicht mal zu Besuch gekommen war, mitgebracht und dann nicht wieder mit nach Hause genommen hatte. Wenn es also nach meiner Familie bzw. meinen Vorbildern zu Hause ginge, dann dürfte ich heute strenggenommen ja nicht einmal Zeitung lesen. Ich finde es dennoch wichtig, die Kinder, wenn möglich, auch zu Hause

fürs Lesen zu begeistern. Es kann dabei ja auch so viel Schönes entstehen, man denke nur daran, wie wunderbar es ist, wenn Kinder selbst mit dem Lesen anfangen, oder wie sehr sie Gefallen daran finden können, wenn ihnen vorgelesen wird.

Danke für das Gespräch.

Danke auch!

Ort: Innsbruck

Datum: 19. Jänner 2013

Das Interview führte VANESSA SCHATZER.

EIN LESER ist pensionierter Steinmetz, Vater und Großvater.

Es geht in diesem Interview ums Lesen.
Nun mal vorab die Frage: Liest du?

Ja, aber immer seltener, weil ich habe Probleme mit den Augen. Ich muss operieren gehen, ich habe den Grauen Star, d.h. selbst mit Lesebrillen sehe ich ganz, ganz schlecht, und das ist deswegen sehr anstrengend für mich. Ich tu jetzt immer mehr und mehr fernsehen und nicht mehr lesen. Keine Bücher und kaum Zeitungen.

Und früher hast du viel gelesen?

Ja, ich habe früher sehr viel gelesen.

Und was hast du gelesen? War das etwas Spezielles oder alles Mögliche?

Also, bei mir hat das angefangen in der Volksschule bzw. schon vor der Volksschule. Ich kann mich erinnern, da gab es ein »Amerikahaus« und meine Mutti hat meine Cousine und mich immer mitgenommen und dann haben wir angefangen im »Amerikahaus« halt »Dr. Dolittle« oder solche

Sachen zu lesen. Und ich muss sagen, ja, durch meine Mutti, die uns immer sehr gefördert hat, haben wir immer Bücher gehabt. Wir waren auch in der Stadtbibliothek inskribiert und haben Kinderbücher gelesen und die Mama hat auch zu Weihnachten immer Bücher geschenkt. Also ich war eine richtige Leseratte. Und dann mit 10, 12 habe ich dann angefangen, von meiner Mama Literatur zu lesen, nämlich z.B. »Colette«, also Sachen, die sehr schwierig sind, oder Novellen, und dann russische Novellen und eigentlich Sachen, die gar nicht altersgemäß waren. Vorher noch »Trotzkopf« und so einschlägige Teenager-Literatur, das hat mir sehr, sehr gut gefallen.

D.h. im Haus, wo du aufgewachsen bist, da gab's Bücher?

Ja, natürlich!

Hat deine Mutter selbst gelesen?

Ja, meine Mutti, meine Tante, mein Onkel und mein Großvater. Wir waren drei Generationen im Haus, die alle gelesen haben.

Denkst du, dass es wichtig ist, dass ein Kind lesende Vorbilder hat?

Ja, glaube ich unbedingt. Und ich habe auch nie Probleme gehabt mit dem Lesen. Ich habe immer Vorlesen müssen in der Schule, schon in der Volksschule und dann im Gymnasium, später bin ich dann in die Kunstgewerbe-Schule gegangen in Innsbruck, da war das natürlich nicht mehr so relevant, da haben wir nicht viel

Deutschunterricht gehabt. Also so Lesen und Vorlesen heute noch in der Kirche, wenn ich vom Neuen Testament etwas lesen kann, vorne raus ans Mikrofon – das freut mich sehr. Aber das hat eine große Schrift, muss ich dazu sagen (*lacht*).

Es gibt ja oft die Antwort: »Ich lese nicht, weil ich keine Zeit habe«. Aber du? Hast du das Lesen als entspannend empfunden? Gab es bei dir z.B. eine bestimmte Leseumgebung, die du bevorzugt oder gebraucht hast?

Also ich habe immer gelesen. Ich habe dann auch selbst Bücher gekauft. Es hat ja dann in den 60er Jahren angefangen mit den Paperbacks, also zuerst waren die Bücher nur teuer, und später waren sie dann wesentlich billiger. Ich habe immer Bücher gekauft. Also, ins Bett zu gehen ohne Buch war für mich praktisch unmöglich. Und ich habe ja mit meiner Mama noch, also praktisch sind wir schlafen gegangen zusammen, und ich kann mich erinnern, ich habe dann oft, wenn es spannend war, durchgelesen. Meine Mutter hat gesagt: »Bitte, ich will schlafen!« Und ich halt mit Licht immer noch oder mit der Taschenlampe, so ein bisschen abgeschirmt. Also, für mich ist das einfach unmöglich gewesen ohne Bücher. Oder in den Ferien, wir haben Bücher mitgenommen in den Urlaub. Anfangs waren das deutschsprachige Novellen und Romane, aber Anfang der 60er Jahre habe ich dann auch englische Bücher gelesen. Am Anfang noch sehr anspruchslose Literatur, eigentlich nur so Romane wie »The Value of the Dolls«, oder so einfache Sachen, die ich halt verstanden habe; oder

»criminal stories«, die also wirklich keine komplizierten Vokabeln hatten. Später habe ich dann aber auch anspruchsvolle Literatur gelesen, und ich bin dann mit 27 nach Spanien gegangen, habe drei Jahre in Spanien gelebt, und dort habe ich angefangen, ganz einfache »Schundromane« auf Spanisch zu lesen, damit ich die Sprache lerne, weil ich habe keinen Spanischkurs gemacht, ich habe einfach so Spanisch gelernt. Und ich kann mich erinnern, da war irgend so ein Krimi, und da ist immer vorgekommen »la ciega« – die Blinde –, und ich habe überhaupt nie gewusst, was das ist, und erst zum Schluss bin ich drauf gekommen, ohne Wörterbuch, einfach so. Zuerst habe ich einfach drüber gelesen, und später dann bin ich drauf gekommen, durch den Zusammenhang. »La ciega« war die Blinde. Also, so habe ich Spanisch gelernt, auch indem ich dann immer anspruchsvollere Literatur gelesen habe. Zum Schluss dann »Cien años de soledad« und auch schwierigere Literatur. Ich war verheiratet, und über meinen Mann habe ich dann linke Literatur, politische Literatur, Marx, Engels, Mao, Trotzki und, und, und gelesen. Bzw. feministische Literatur in den 70er Jahren: Shulamith Firestone oder Simone de Beauvoir, aber nicht auf Französisch, sondern auf Deutsch.

Stichwort Bücher und Kosten: Findest du prinzipiell die Preise der Bücher ok oder findest du sie zu teuer? Könnte der Preis ein Grund sein zu sagen: »Ich lese nicht, weil es zu teuer ist.« Wie stehst du dazu?

Ich muss ganz ehrlich sagen, ich gehe immer, immer wieder zur »Tyrolia«, nicht

ins Hauptgeschäft, sondern zur Filiale in der Maximilianstrasse, und da gibt es immer wunderschöne Kunstbücher, oft zu reduzierten Preisen; oder es gibt Second-Hand-Angebote auf dem Flohmarkt, wo ich z.B. sehr viel Kunstliteratur kaufe. Ich war ja Kunsterzieherin, und nachdem es jetzt sehr anstrengend ist, zu lesen, habe ich halt auch Bildbände über Malerei oder Bildhauerei sehr gerne, oder ganz allgemein Bücher über Kunst. Da gibt es sehr, sehr schöne Bildbände. Um einen Euro kann man heute ganz, ganz tolle Bücher kaufen, z.B. am Flohmarkt am Hafen draußen zum Beispiel. Man muss nur schauen, also man muss sie suchen.

Und hast du das Angebot der Bibliotheken auch genutzt?

Ja, also ich war Mitglied bei der Stadtbibliothek. Und ich bin bei der Arbeiterkammerbibliothek, da kostet das überhaupt nichts. Ja!

Und gibt es ein spezielles Buch, von dem du sagen würdest, das ist dein Lieblingsbuch bzw. ein Buch, das du jemandem empfehlen würdest?

Von Simone de Beauvoir »Das Alter« und »Das andere Geschlecht«. Und Alice Schwarzer natürlich.

Kennst du die Aktion »Innsbruck liest«?

Nein, kenne ich nicht!

Das gibt es jetzt seit 10 Jahren. Das ist ein Projekt der Stadt Innsbruck, und im Rahmen dieses Projekts werden 10.000

Bücher verteilt. Die Autorin bzw. der Autor wird von einer Fachjury ausgewählt.

Nein, das kenne ich nicht. Was ich auch noch gerne mache: Ich gehe gerne ins »Literaturhaus am Inn«. Speziell zum »Montagsfrühstück«. Da werden Autorinnen und Autoren eingeladen, die dann ihre Sachen präsentieren und wo es dann Diskussionen gibt. Find ich ganz, ganz super; und es gibt dann auch am Abend manchmal Lesungen. Es gibt in der »Tyrolia« Lesungen, es gibt auch in der »Wagner'schen« Lesungen. Im Winter geh ich auch sehr gerne in die »Tyrolia« in den ersten Stock und schaue mir ganz wunderschöne Bücher an, und man kann sich dort hinsetzen und Kaffee trinken, um einen Euro super Kaffee, Tee, alles. Und man kann wunderschöne Bildbände anschauen und Bücher lesen und Zeitungen und, und, und. Nur, wie gesagt, lesen tu ich jetzt nicht mehr viel, weil ... Ich lese eigentlich nur mehr, wenn ich halt muss, sonst ist es zu anstrengend für mich.

Stichwort »Literaturverfilmungen«:
Hast du schon Bücher gelesen und dann die verfilmte Version angeschaut?

Ja, aber im Allgemeinen war ich enttäuscht: Wenn man Bücher liest, dann kann man seine eigenen Bilder, also Phantasien, dazu entwickeln; und wenn man ein Buch liest und dann den Film sieht, dann ist man oft enttäuscht. Zum Beispiel habe ich »Die weiße Massai« zuerst als Buch [von Corinne Hofmann] gelesen und dann den Film gesehen, oder ich habe »Frida Kahlo. Ihr Leben« [von Dieter Wunderlich] gelesen.

Da war der Film eine Ausnahme, denn der Film hat mir phantastisch gefallen. Aber sonst im Allgemeinen, kommt mir vor, gefällt mir das Buch meist besser als der Film, eben aus den genannten Gründen. Ich gehe auch nicht so gern ins Kino, aber vielleicht verändert sich das wieder.

Kannst du etwas dazu sagen, wie das Lesen in den Schulen, speziell in den Volksschulen praktiziert wird. Schauen die Schulen darauf, dass da jeder einen Zugang findet?

Nein, ich glaube, dass das Lesen zu kurz kommt, und gerade für Leute bzw. besonders für Kinder mit Migrationshintergrund, die zu Hause oft nicht gefördert werden. Diese Kinder tun sich dann einfach schwer, und es wäre so wichtig, dass die gut Lesen lernen. In Zukunft, wenn es dann Ganztagschulen geben wird, dann wird das – glaube ich – besser. Dann können die Kinder auch unterstützt werden. Und es gibt ja auch heute schon Projekte, z.B. im »Integrationshaus«, da gibt es ja auch so etwas wie eine Nachmittagsbetreuung. Ob da gelesen wird und wie viel, das weiß ich nicht, das kann ich nicht sagen. Bei mir war es so: Da ich immer gelesen habe, hat auch meine Tochter gelesen, ihr Vater hat auch gelesen. Sie hat eigentlich Schreiben gelernt mit einer Underwood-Schreibmaschine, die ich gehabt habe, so ganz eine alte Schreibmaschine noch aus Großvaters Zeiten, und mit vier Jahren hat sich meine Tochter hingesetzt und hat gefragt: »Mama, was ist das – AAA, AAA, Aaaadelheit ...«, und hat sich so eigentlich Lesen und Schreiben beigebracht mit der Schreibmaschine. Die Oma hat

immer gesagt: »Schau, sie macht das kaputt.« Und ich habe gesagt, dass mir das egal ist, wenn sie dabei Lesen oder Schreiben lernt. Also, Großbuchstaben waren das, sie hat nur mit Großbuchstaben geschrieben; und hat mir dann mit vier Jahren schon Liebesbriefe geschrieben, so wie sie die Worte gehört hat: »Mamma ich hab dich sehr geane«, g – e – a – n – e. Das »r« hat sie nicht gehört. Diese Briefe habe ich heute noch.

Also, deine Einstellung zum Lesen ist ganz klar positiv, und du findest es auch wichtig, dass Kinder lesen bzw. dass das gefördert wird?

Ja! Ja, ganz wichtig. Ja, natürlich! Das verändert auch ihre Berufschancen, ihr Selbstbewusstsein und, und, und.

Hast du »Harry Potter« gelesen?

Nein!

Und wenn du jetzt an Menschen mit schlechten Leseerfahrungen denkst: Glaubst du, dass das dann mitunter ein Grund sein kann, nicht mehr zu lesen?

Ich sehe da ganz andere Gefahren, und zwar durch die Computerspiele. Als meine Tochter noch klein war, hat es keine Computerspiele gegeben, und auch kein Internet. D.h. wir haben uns eigentlich zwangsläufig beschäftigt und beschäftigen müssen. Du kannst ja nicht ununterbrochen draußen spielen bei den Temperaturen, die bei uns z.T. herrschen. Dass die Kinder schlechter lesen können heute, hat meiner Meinung nicht

mit den Schulen oder den Lehrern zu tun, sondern mit der starken Konkurrenz durch Computer. Die sind halt auch spannend, sodass die Kinder dann einfach nicht mehr lesen. Das Elternhaus ist da wichtig, und das war früher auch schon wichtig. Also die Lehrerin kann noch so gut und engagiert sein: Wenn die Eltern nicht dahinter waren und die Kinder gefördert haben und ihnen Literatur gekauft haben, dann konnte die Lehrerin auch nichts machen. Weil z.B. in der Volksschule, ich glaube nicht, dass die Kinder mit sieben, acht, neun Jahren selbst Bücher kaufen, dass sie also in die Buchhandlung gehen und sich Bücher kaufen. Also, das müssen die Eltern oder die Familie machen.

Also Bücher auch als Geschenke?

Ja, natürlich! Ja, das ist ganz wichtig! Weil im ländlichen Raum war das nicht so üblich. Ich habe Verwandte am Land, da haben die Kinder keine Bibliothek oder viele Kinderbücher gehabt. Wenn man z.B. eine Bauernschaft hat, dann muss man nicht unbedingt Bücher lesen, da sind andere Sachen wichtiger. Aber ich glaube einfach, dass es auch die Weichen stellt für das spätere Leben, für das Berufsleben, Ausbildung, Studium und, und, und. Du musst einfach gut sein im Lesen und im Schreiben, weil sonst hast du keine Chance.

Vielen Dank für das Gespräch.

Ort: Innsbruck

Datum: 17. Februar 2013

Das Interview führte VANESSA SCHATZER.

EINE LESERIN ist Edith Teindl und Grafikerin.

